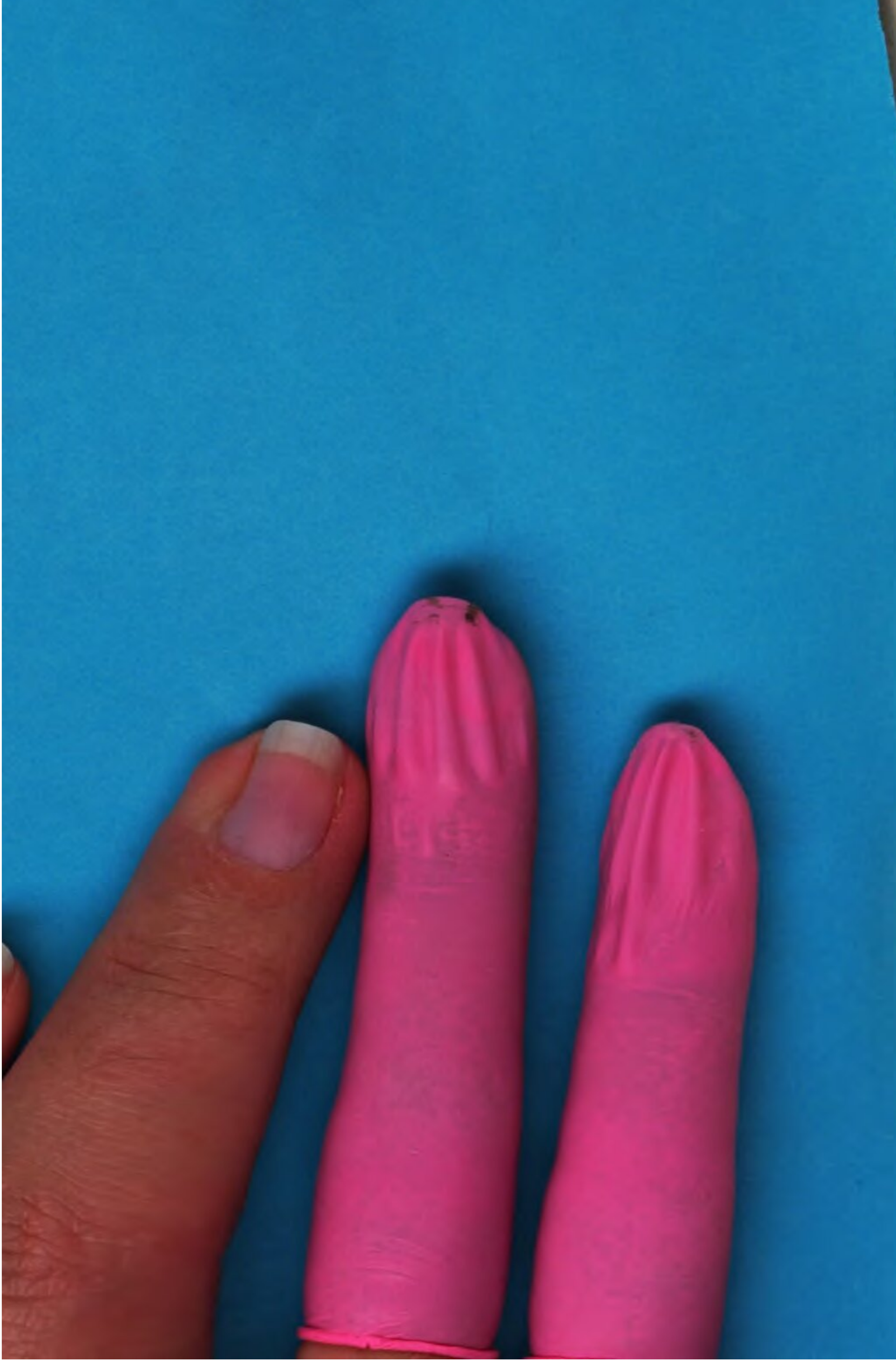


Inhalts-Verzeichniß.

I. Ueber die Nothwendigkeit der Religion für den Menschen. 1

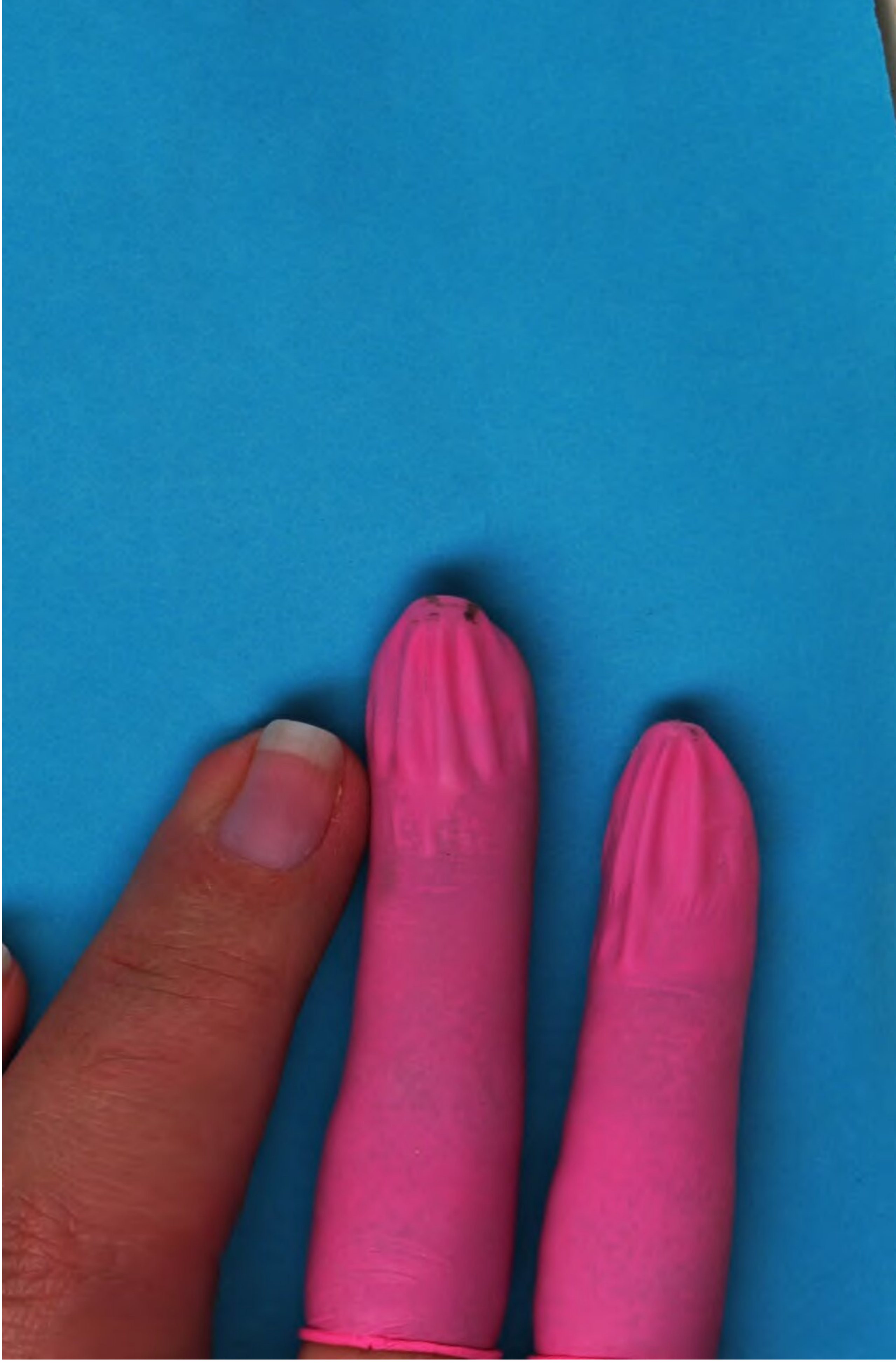
II. Ueber die Nothwendigkeit der Offenbarung für den Menschen. 5

III. Ueber die Nothwendigkeit der Kirche für den Menschen. 9

IV. Ueber die Nothwendigkeit der Taufe für den Menschen. 13

V. Ueber die Nothwendigkeit des Abendmahls für den Menschen. 17

VI. Ueber die Nothwendigkeit des Gebets für den Menschen. 21



Jugend-Bibliothek,

in einer Auswahl

vorzüglicher englischer und französischer

Jugendschriften

in deutscher Uebersetzung;

für

Kinder religiöser Erziehung

aus allen Ständen.

IX.

Marie, oder: **Schloß Kahlburg.**

Eine

Erzählung für Kinder.

Augsburg, 1854.

Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

(Gedruckt in deren eigener Offizin.)

Marie,

oder:

Schloß Kahlburg.

Eine

Erzählung für Kinder,

aus dem Französischen.

Jugend-Bibliothek.

Auswahl vorzüglicher Erzählungen
für Kinder.

IX.

Augsburg, 1854.

Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Handbuch

der

Diplomatik.

Marie,
oder:
Schloß Kahlburg.

Erzählung für Kinder,
aus dem Französischen.

Beim Ausbruch der Revolution war Frau von Laval ihrem Gatten in die Fremde gefolgt, dann aber im Jahre 1796 mit ihren beiden Kindern Adolph und Emma nach Frankreich zurückgekehrt; sie suchte auch für ihren Mann die Erlaubniß zur Rückkehr zu erlangen, und blieb in dieser Absicht zwei Jahre lang in Paris. Endlich, da sie alle ihre Bemühungen scheitern sah, faßte sie den Entschluß, die Stadt zu verlassen, und sich auf das Landgut ihres Schwiegervaters, des alten Herrn von Laval, zurückzuziehen, bis es ihr gelingen könne, sich mit ihrem Gemahl zu vereinigen. Da sie in jenen schweren Zeiten genöthigt war, von dem Gelde zu leben, das ihr Schwiegervater ihr schickte,

wünschte sie auch seine Ausgaben zu vermindern, um so mehr, als er in jedem seiner Briefe an sie über die Noth der Zeit klagte, und über ihren Eigensinn, ganz unnöthige Maßregeln nicht aufgeben zu wollen, und dergleichen mehr. Er hatte zwar ein schönes Vermögen, aber, wie die meisten alter Leute, war er sehr ängstlich in Beziehung auf Geld und Gut, und so blieb ihr kein anderes Mittel, ihn zu beruhigen, als zu ihm zu ziehen.

Im Jäner 1799 trat sie ihre Reise nach Kahlburg, dem Gute des alten Herrn von Laval, an. Adolph war damals vierzehn, Emma gegen zwölf Jahre alt; seit zwei Jahren in der Stadt eingeschlossen, wo ihre Mutter, von Geschäften bedrängt, sehr wenig Zeit gehabt hatte, sich mit ihnen abzugeben, waren beide entzückt, auf's Land hinauszukommen; sie ließen sich nicht stören durch das, was die Mutter von der Vorsicht sagte, die ihnen nöthig sein würde, um die Ungeduld ihres, durch Alter und Podagra ziemlich mürrisch gewordenen Großvaters nicht zu reizen — und bestiegen voll Freude den Postwagen. In dem Maaße aber, wie die Kälte ihre Glieder durchdrang, gewannen auch ihre Gedanken eine

dunklere Färbung; eine im Wagen zugebrachte Nacht entmuthigte sie noch mehr, und als sie am folgenden Abend den Ort erreichten, wo sie den Postwagen verlassen sollten, war ihnen das Herz so schwer, als hätte sie ein großes Unglück betroffen. Um nach Kahlburg zu gelangen, mußte noch eine Stunde Weges zurückgelegt werden, und zwar zu Fuß, durch Schnee und Frost, denn Herr von Laval hatte ihnen nur einen Bauernburschen entgegengeschickt mit einem Esel, um das Gepäck zu tragen. Emma fühlte sich ganz eingeschüchtert; aber bald wurde sie durch ihren Bruder erheitert, der mit der Freiheit seiner Beine auch seine volle Munterkeit wieder erlangt hatte. Er lief voraus, um, wie er sagte, den Weg zu sondiren, nannte jedes Loch einen Abgrund, schwätzte mit dem Esel, ahmte das Geschrei der Eseltreiber nach, so daß man ihn allein für eine ganze Karavane hätte halten können. So vergaß auch Emma Kälte, Nacht und Schnee; als sie endlich in den Schloßhof eintraten, lockte ihr Gelächter zwei oder drei alte Diener heraus, die seit unvordenklichen Zeiten in Kahlburg nicht hatten lachen gehört, und der große Hofhund erhob

ein heulendes Gebell, wie erschreckt durch den Klang ihm ganz unbekannter Töne. — An der Thüre des Wohnzimmers erschien Herr von Laval mit dem Ausruf: „Welch ein Lärm!“ der augenblicklich Alle zum Schweigen brachte. Wie er nun die ganz durchnäßten und beschmutzten Reisenden betrachtete, fuhr er fort: „Wenn Sie vor sechs Monaten hätten kommen wollen, wie ich Sie immer dazu ermahnt habe, ... aber es war unmöglich, Sie zur Vernunft zu bringen.“ Frau von Laval entschuldigte sich in sanften Worten, und ihr Schwiegervater führte nun Alle in ein großes, gelbgetäfeltes Wchnzimmer mit rothen Meubeln an ein spärliches Feuer. Beim Schein einer einzigen Kerze hatten die Kinder Zeit und Gelegenheit, traurigen Gedanken nachzuhängen.

Bald hörten sie die Stimme der Haushälterin, Fräulein Raimund, die den Bauernburschen gewaltig auszankte, weil er das Gepäck, anstatt auf den Tisch, auf einen Stuhl gelegt hatte: „sie fangen jetzt schon an,“ sagte sie mürrisch, „mein Haus in Unordnung zu bringen.“ Theils um sich ein wenig zu zerstreuen, theils um sich nach der starken Be-

wegung und dem lauten Schreien abzukühlen, ging Adolph hinaus, ein Glas Wasser zu holen; er trank zufälligerweise aus dem Becher seines Großvaters. Als stünde das Haus in Feuer, stürmte Fräulein Raimund herbei und rief: „Es ist nicht erlaubt aus dem Becher des gnädigen Herrn zu trinken.“ Adolph bemerkte entschuldigend, er habe dieß nicht gewußt. Sie wollte ihm beweisen, daß er es hätte wissen sollen, und so gab eine Rede die andere, bis endlich Adolph die Geduld verlor, und nach einigen nicht sehr höflichen Worten in's Wohnzimmer zurückging, indem er die Thüre ziemlich stark hinter sich zuwarf. Die Haushälterin folgte ihm auf dem Fuße, schloß die Thüre mit auffallender Vorsicht und sagte, zu Herrn von Laval gewendet; „Da Sie, gnädiger Herr, es nicht lieben, wenn die Thüren zugeschlagen werden, so seien Sie so gut, es Ihrem Herrn Enkel selbst zu sagen, denn von mir nimmt er nichts an.“ — „Was wollen Sie, Raimund, entgegnete der alte Herr, die Kinder werden heut zu Tage so erzogen; uns kommt es zu, uns vor ihnen zu neigen.“

Adolph wollte reden, aber ein Druck der

Hand seiner geliebten Mutter hinderte ihn daran; er konnte seinem Unwillen kaum gebieten; dennoch schwieg er. Bei der Abend-Mahlzeit wurde wenig gegessen, und noch weniger gesprochen, und Frau von Laval bat, wegen der Anstrengung der Reise sich früh zurückziehen zu dürfen. Als sie im Zimmer angelangt waren, welches Frau von Laval mit ihrer Tochter bewohnen sollte, brach Emma in Thränen aus; Adolph schritt heftig bewegt auf und nieder: „Ein schöner Anfang! rief er aus; „Fräulein Raimund soll sich noch einmal unterstehen, aus diesem Tone mit mir zu reden!“ „Adolph!“ sagte die Mutter mit einiger Strenge, „bedenke, daß du im Hause deines Großvaters bist.“ „Gewiß, aber ich bin nicht bei Fräulein Raimund.“

„Du befindest dich in einem Hause, wo dein Großvater sie mit besonderer Rücksicht behandelt sehen will.“

„Das will ich auch thun, wenn sie mir nicht in die Ohren schreit.“

„Ich glaub es wohl, daß du alle Rücksichten gegen sie beobachten würdest, wenn sie sich gegen dich benähme, wie sie sollte.“

„Sonst bin ich ihr nichts schuldig.“

„Du schuldest ihr alles, was du dem Willen deines Großvaters schuldest, den du beleidigen würdest, wenn du eine Person kränken wolltest, die sein Vertrauen besitzt. Es gibt Leute, mein Sohn! deren Launen zu schonen uns geboten ist, weil wir ihnen auch ungerechtes Mißvergnügen nicht bereiten dürfen.“ Dann fuhr sie fort, indem sie beide liebevoll anblickte: „Meine Kinder! Launen und Ungerechtigkeit kennt ihr noch nicht; euer Vater und ich haben euch nicht daran gewöhnt; aber es wäre thöricht, glauben zu wollen, daß es immer so bleiben, daß immer nach der strengsten Gerechtigkeit mit euch verfahren, daß euch in allem, was nicht unrecht ist, Freiheit gelassen werden könne. — Ihr müßt es nun lernen, du Adolph, deine Lebhaftigkeit zu bemeistern, die dich zu schweren Vergehen hinreißen könnte, und du Emma, eine empfindliche Weichheit zu überwinden, die Dich unglücklich machen würde. Wir wollen, fügte sie lächelnd bei, zusammen die Schule der Geduld und Selbstbeherrschung durchmachen. Die Kinder umarmten ihre geliebte Mutter, in deren Worte sie volles Vertrauen setzten. Emma fühlte sich ganz

getröstet; Adolph versicherte zwar, er werde vor Aufregung nicht schlafen können, ging aber doch zu Bett und hatte kaum den Kopf auf's Kissen gelegt, als er fest einschlief, und erst beim hellen Scheine der winterlichen Sonne wieder erwachte.

Mit Freuden hörte er den muntern Gesang der Vögel, die, getäuscht durch eine milde Luft, unter deren Hauch der Schnee zu schmelzen begann, dem Frühling ihre Lieder entgegentrillerten. Adolph war munter und guter Dinge wie sie, und lief mit den Holzschuhen, die ihm seine Mutter gekauft hatte, im Park herum. Er holte später auch seine Schwester hinaus, die zwar Anfangs mit der rauhen Luft und den ungebahnten Wegen nicht sehr zufrieden war, auch über die Schwere und Unbequemlichkeit der Holzschuhe allerlei zu klagen hatte. Aber Adolph führte sie an der Hand, lachte sie mitunter auch ein wenig aus, so daß sie ihren Muth zusammennahm und beide zur Mittagszeit ganz vergnügt heimkehrten. Adolph war besonders heiter und aufgelegt, dem Fräulein Raimund Vieles nachzusehen. Auch diese war indessen friedfertiger gestimmt, als am

gestrigen Tage. Frau von Laval hatte kein Kammermädchen mitgebracht; Fräulein Raimund empfahl ihre Käthe, ihre Bathe, um sie zu bedienen, und Frau von Laval nahm sie mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit auf, versichernd, daß diese Empfehlung ihr vollkommen für die Tauglichkeit des Mädchens bürge. Durch diese Worte ganz versöhnt, ergoß sich die Raimund in Betheuerungen der Ergebenheit und sagte: Fräulein Emma habe den sanften Blick ihrer Frau Mutter, und Herr Adolph, — obwohl etwas lebhaft, sei doch sehr liebenswürdig.

Die wohlwollendere Gesinnung der Haushälterin äußerte sich auch in Herrn von Laval's Laune. Wenn Fräulein Raimund mißstimmt war, war es Jedermann im Hause, denn jeder wurde angeschnurrt. Sie war im Grunde eine gute Person; aber sehr reizbar, voll vorgefaßter Meinungen fürchtete sie alles, was ihre lang gewohnte Herrschaft gefährden konnte. Sobald sie bemerkte, daß Frau von Laval sich in die häuslichen Angelegenheiten gar nicht einmische, verlor sich die Bitterkeit, die ihre Ankunft in ihr erregt hatte. Herr von Laval, dessen Wunsch, seine Ausgabe zu

vermindern, Anfangs durch die Besorgniß bekämpft wurde, daß seine Schwiegertochter die gewohnte Stille seines Hauses stören könnte, beruhigte sich vollkommen, als er erfuhr, sie habe alle Besuche in der Nachbarschaft abgelehnt. Sie fügte sich mit der größten Pünktlichkeit in alle seine Gewohnheiten, und so ging Alles gut. Nur mußten Adolph und Emma während der Mahlzeiten wenig sprechen, weil Herr von Laval behauptete, da er gewöhnt sei, allein zu essen, so störe jedes Geräusch seine Verdauung; sie dürften in seiner Gegenwart nie laut lachen, denn es erschreckte ihn wie ein Pistolenschuß und mußten es vor Allem vermeiden, sein Privatgärtchen zu betreten, das er selbst pflegte, und in welchem er täglich alle Zweige und Knospen zählte. Es würde ihn mit Schrecken erfüllt haben, den immer beweglichen Adolph in demselben herumspringen zu sehen, und er zitterte bei dem Gedanken, daß Emma's langer Shawl im Vorbeigehen ein Aestchen hätte abknicken können.

Sechs Wochen nach ihrer Ankunft in Kahlburg erhielt Frau von Laval einen Brief ihres Gemahls, in welchem er ihr meldete,

daß eine ihrer Verwandten, die kleine Mathilde von Orly, ein nur zwei Stunden von dort entferntes Dorf bewohne. Sie mußte damals ungefähr in Emma's Alter sein; bei ihrer Geburt hatte sie ihre Mutter verloren, und war ihrer Amme, einer wackeren Bäuerin auf dem Gute ihres Vaters, übergeben worden. Da sie sehr schwächlich war und die Landluft ihr wohl bekam, hatte man sie länger bei der Amme gelassen, als es sonst gebräuchlich war. Der Ausbruch der Revolution nöthigte ihren Vater, Frankreich plötzlich zu verlassen; es war ihm unmöglich, das damals dreijährige Kind mit sich zu nehmen, er hoffte aber, es recht bald abholen zu können. Diese Hoffnung wurde getäuscht: Herr von Orly erkrankte und starb in der Fremde; seine Güter wurden veräußert, und Mathildens Amme, die in der Zwischenzeit auch ihren Mann verloren und wieder geheirathet hatte, war von ihrem Dorfe weggezogen und hatte das verwaiste Kind mit sich genommen. Die Familie wußte lange nicht, was aus ihm geworden sei; endlich erfuhr es Herr von Laval durch einen Anverwandten, und

empfahl seiner Frau, die kleine Mathilde sogleich aufzusuchen.

Herr von Orly war auch ein Neffe des alten Herrn von Laval und der vertraute Freund seines Sohnes gewesen, und hatte ihm im Tode noch sein Kind empfohlen. Dieser hatte mehrmals über diesen Gegenstand an seinen Vater geschrieben, weil er aber hierüber nie eine Antwort von ihm erhielt, kam er auf die Vermuthung, daß der Vater nichts von Mathilden habe erfahren können. Dennoch wußte der alte Herr von ihr: die Amme, die gehört hatte, er sei des Mädchens Großonkel, war zu ihm gegangen: er aber, der alles fürchtete, was ihn stören, oder ihm Ausgaben verursachen konnte, hatte sich selbst zu überreden gesucht, das Weib lüge ihn an, und Mathilde sei gestorben, wie man es ihm früher gesagt hatte. Fräulein Raimund, der die Kinder zuwider waren, bestätigte ihn in dieser Meinung, die sie vielleicht für wahr hielt; denn wir sind immer geneigt zu glauben, was uns angenehm ist. Die Amme ihrerseits, gekränkt durch den schlechten Empfang und überdieß die kleine Mathilde, die sie wie ihr eigenes Kind liebte, ungern verlierend,

war nicht wieder gekommen; und so war Alles beim Alten geblieben.

Sobald Frau von Laval den Brief ihres Mannes erhalten hatte, besprach sie sich mit ihrem Schwiegervater über die Sache, und kündigte ihm ihren Entschluß an, Mathilden zu besuchen. Der alte Herr schien ziemlich verlegen; Fräulein Raimund, die eben zugegen war, versicherte, das bezeichnete Dorf sei sehr entfernt, und der Weg dahin kaum gangbar. Frau von Laval merkte wohl, daß ihnen die Verhältnisse nicht unbekannt seien, und daß ihr Entschluß ihrem Schwiegervater nicht besonders zusage. Dennoch glaubte sie nicht darauf verzichten zu dürfen: bei aller Sanftmuth und Nachgiebigkeit besaß sie eine unerschütterliche Festigkeit, wo es die Erfüllung ihrer Pflicht galt. Sie machte sich also an einem schönen Morgen mit ihren beiden Kindern auf den Weg; Emma freute sich ungemein, ihre kleine Base kennen zu lernen und Adolph war entzückt, vier Stunden Weges zu Fuß machen zu dürfen.

Als sie sich dem Dorfe näherten, wo die Amme wohnte, wurde ihre Neugierde immer reger.

„Wie mag wohl unser Bäschen aussehen, meinte Emma, das unter den Bauern aufgewachsen ist?“

„Vielleicht wie diese hier!“ rief Adolph, und deutete auf ein Mädchen, das mit drei oder vier Knaben herbeigelaufen war, die Vorübergehenden zu betrachten. Eine lange Pfütze zog sich neben dem Wege hin; die Dorfkinder sprangen hinein, um die Fremden näher zu sehen, und bespritzten sie dadurch mit dem schmutzigen Wasser. Adolph hob Steine auf, um nach ihnen zu werfen, woran ihn seine Mutter verhinderte.

„Es wäre doch sonderbar,“ bemerkte er, „wenn ich mit Steinen nach meiner Base hätte werfen wollen.“

„Pfui, wie magst du nur so etwas denken,“ sagte Emma und fühlte sich ganz beruhigt, als einer der Knaben das Mädchen „Marie“ nannte, woraus sie erkannte, daß es ihre Base Mathilde nicht sein könne.

Sie traten nun in das Häuschen der Amme, und fanden sie sehr krank an einer Abzehrung, an welcher sie seit einem halben Jahre litt. Sobald sich Frau von Laval genannt hatte, äußerte das gute Weib ihre

ungeheuchelte Freude, sie noch vor ihrem Tode sehen zu können. „Da ich den weiten Weg nicht mehr gehen kann.“ sagte sie, „wollt' ich nächstens durch den Gemeinde=Schreiber an Herrn von Laval schreiben lassen, denn wenn ich nicht mehr da bin, wird mein Kind auf der weiten Welt Niemanden mehr haben.“

„Mein zweiter Mann ist auch gestorben, eigene Kinder hab' ich nicht und wenn ich todt bin, werden meine Schwäger kommen, und das Gütel nehmen, und mein Kind in's Elend verstoßen, denn ich kann ihm nichts geben.“

Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus. Sie erzählte, daß sie selbst bei Herrn von Laval gewesen sei, daß er ihr nicht habe glauben wollen, und fing an, sich in bittere Klagen über die Härte der Verwandten zu ergießen, die das Kind einer so armen Frau, wie ihr, zur Last legten, — als Frau von Laval sie mit der Frage unterbrach, ob sie Papiere habe. Die Amme zeigte ihr nun ein Zeugniß des Vorstehers und zwölf angesehener Männer aus der Gemeinde, die sie verlassen hatte, worin bezeugt wurde, das Kind das sie mit sich führe, sei wirklich die auf die

Namen Marie Mathilde getaufte Tochter des Herrn von Orly, — und ein anderes von dem Vorsteher der Gemeinde, der sie gegenwärtig angehörte, worin bestätigt wurde, das Kind, das sie unter dem Namen Marie bei sich habe, sei dasselbe, das sie bei ihrer Uebersiedelung mitgebracht; Alter und Beschreibung des Kindes paßten vollkommen auf Marie Mathilde von Orly.

„Marie!“ rief Emma ganz erschrocken. „Ja wohl;“ entgegnete die Amme, „unf're liebe Frau ist ihre wahre Schutzpatronin und hat sie aus einer schweren Krankheit errettet; sie ist im ganzen Dorfe unter diesem Namen bekannt.“

In diesem Augenblick trat Marie laut singend in die Stube: Emma und ihr Bruder schauten sich etwas betroffen an. Marie trug einen Bündel Reiser, die sie gesammelt, warf ihn auf den Boden und blieb ganz verwundert stehen, die Damen, die sie bespritzt hatte und den kleinen Herrn, der mit Steinen nach ihr hatte werfen wollen, bei ihrer Amme zu sehen.

„Umarme deine Fräulein Base!“ sagte die Amme, „wenn sie es erlaubt.“ Marie

rührte sich nicht und auch Emma ging nicht von der Stelle. „Sie sollte auch schöne Kleider haben," sagte die Amme mit etwas gekränkter Miene; „aber eine arme Frau, wie ich konnte nicht mehr für sie thun." —

Frau von Laval beeilte sich, ihr den herzlichen Dank auszusprechen, den die ganze Familie ihr für die treue Pflege des Kindes schuldig sei. Auf ein Zeichen ihrer Mutter ging Emma, ihre Base zu umarmen; es kam ihr so ungewohnt vor, ein Bauernmädchen als ihre Base zu begrüßen, daß sie darüber in Verlegenheit gerieth, sie wußte selbst nicht, warum. — Auch Marie war erstaunt und blieb deßhalb unverrückt und unbeweglich auf derselben Stelle stehen. Frau von Laval nahm sie bei der Hand, zog sie liebevoll an sich, und bemerkte gerührt, wie sehr sie ihrem Vater gleiche; die Aehnlichkeit war wirklich auffallend. Marie hatte eine sehr angenehme Gesichtsbildung, große, schwarze Augen, einen zugleich lebhaften und sanften Blick: ihre von der Sonne gebräunte, lebendige Farbe deutete auf jugendliche Frische und Gesundheit, und in ihren kräftigen Bewegungen lag etwas Edles, das auf den ersten Blick für sie

einnahm. Jetzt aber stand sie mit gesenktem Kopfe, und antwortete auf keine der Fragen, die Frau von Laval an sie richtete. Die Amme war darüber untröstlich; „so ist sie," rief sie mit unwilliger Stimme, „wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat, bringt es ihr kein Mensch heraus." Frau von Laval suchte sie durch einige Worte zu Mariens Gunsten zu beruhigen, und nun fing die gute Amme an, ihr Kind eben so feurig zu loben, als sie es lebhaft getadelt hatte.

Marie blickte sie, wie zum Danke, freundlich an, ohne jedoch sich von der Stelle zu bewegen, noch ein Wort zu sagen.

Frau von Laval versprach der Amme, ihr bald Nachricht zu geben, und nahm Mariens Papiere mit sich, die ihr das gute Weib nicht ohne Schwierigkeit anvertraute.

Der alte Herr erwartete ihre Rückkehr mit großer Bangigkeit. Er konnte den Beweisen, die sie ihm brachte, nichts entgegenstellen; doch verlangte er noch ausführlichere Erkundigungen. Nachdem Frau von Laval durch ihre emsigen Bemühungen auch diese beigebracht hatte, und nicht mehr daran zu zweifeln war, daß Marie wirklich Herrn von

Orly's Tochter sei, drang sie in ihren Schwiegervater mit der ernsten Bitte, das Mädchen zu sich zu nehmen; immer noch schwankte er, und sagte verlegen: „Wir wollen sehen."

Mittlerweile hatte sich die Amme kränker gefühlt, und da Frau von Laval durch einen starken Katarrh abgehalten wurde, zu ihr zu gehen, ließ sie durch den Ortsvorsteher an den alten Herrn schreiben. Das Gerücht des Besuches der Frau von Laval bei der Amme hatte sich in der Gegend verbreitet; auch der Grund desselben war kein geheimer mehr. Beim Verwalter, im Pfarrhof wurde davon gesprochen, und immer lauter erhob sich der Tadel gegen Herrn von Laval, daß er seine Nichte verlasse. Solche Reden kamen ihm wieder zu Ohren; auch Fräulein Raimund war darüber sehr unwillig, und eben deßhalb sprach sie täglich von den umlaufenden Gerüchten.

Um dieser leidigen Sache, die anfing, ihm höchst unangenehm zu werden, ein Ende zu machen, gab Herr von Laval in einem Augenblick der Ungeduld seine Einwilligung zur Aufnahme Mariens in sein Haus, und Frau von Laval eilte, diese Einwilligung zu benützen. Mariens Lage beängstigte sie in

hohem Grade; bei dem fortwährenden Krankheitszustande der Amme mußte die Erziehung des Kindes sehr vernachläßigt werden, und sie bedauerte die in dieser Beziehung für sie verlorene, so kostbare Zeit.

Nachdem sie der Amme den Tag hatte bestimmen lassen, an welchem sie Marien abholen würde, ritt sie eines Morgens mit ihren Kindern auf Eseln nach dem Dorfe. Den Esel, der für Marien bestimmt war, ließ sie durch ein Bauernmädchen besteigen, das sie gedungen hatte, um der Amme in ihrer Krankheit, die nicht mehr lange dauern konnte, als Wärterin zu dienen. Sie hatte ihr früher schon einige Arzneien und bessere Lebensmittel geschickt, um ihr doch wenigstens, so viel sie es vermochte, ihre Dankbarkeit für Mariens Pflege zu bezeigen.

An der Thüre des Häuschens angelangt, fanden sie dieselbe verschloffen; sie klopften an, aber es dauerte geraume Zeit, bis ihnen geöffnet wurde. Frau von Laval wartete in großer Angst: sie fürchtete, die Amme könne gestorben sein, und was war dann aus Marien geworden? — Endlich kam die Amme selbst, die Thüre zu öffnen; sie war sehr matt,

und sagte, Marie habe am Tage zuvor geglaubt, man werde sie abholen, sei davongelaufen, und erst bei einbrechender Nacht zurückgekehrt; damit es nun heute nicht wieder geschähe, habe sie ihre Thüre versperrt. Marie stand in einer Ecke, mit verschwollenen, rothgeweinten Augen; sie weinte nicht mehr, aber sie rührte sich nicht, und sprach kein Wort. Frau von Laval ging zu ihr hin, suchte sie mit sanften Worten zu bewegen, ihr zu folgen, und versprach, sie solle recht bald wieder kommen, ihre Amme zu besuchen. Emma und Adolph umarmten und küßten sie; aber sie regte sich nicht. Die Amme ermahnte und zankte sie, und brach dann wieder in Thränen aus, bei dem Gedanken sie verlieren zu müssen; Marie sagte nichts, aber wenn die Amme weinte, liefen schwere, heiße Thränen über ihre Wangen herab. Frau von Laval sah wohl, daß sie dieser schmerzlichen Scene ein Ende machen müsse, ergriff Mariens Arm, und sagte mit Festigkeit: „Es ist genug, Marie, komm mit mir!“ Marie ließ sich schweigend fortführen; Adolph nahm ihren andern Arm, und sagte begütigend: „Komm liebes Bäschen, komm mit uns!“

Als sie aber an der Amme vorüber gingen, riß Marie sich los, warf sich in ihre Arme, klammerte sich an sie, und schluchzte laut; auch die Amme weinte und schluchzte mit ihr; Frau von Laval war tief bewegt, aber fürchtend, daß diese schmerzlichen Erschütterungen den Tod des armen Weibes beschleunigen könnten, ergriff sie Mariens Hand, und führte sie schnell aus dem Häuschen.

Endlich saß Marie auf ihrem Esel; sie ritt immer noch schweigend dahin, hie und da stahlen sich Thränen über ihre Wangen. Nach und nach aber fing sie an zu lächeln über die sonderbaren Quersprünge, zu denen Adolph sein Thier antrieb, als plötzlich Emma's Esel stättig wurde, ausschlug, und drohte, sich niederzulegen. Vor allen Andern war Marie abgestiegen, und eilte Emma zu Hülfe, die jämmerlich schrie und sich nicht mehr halten konnte. Sie bändigte den Esel mit Worten und Schlägen; weil sie ihm aber doch nicht recht traute, bestieg sie ihn selbst, und gab Emma den ihrigen, der sanfter und lenksamer war. Dieser kleine Zwischenfall trug viel zur herzlichen Annäherung beider Mädchen bei; Marie wurde immer hei-

terer, sie ritt mit Adolph in die Wette, und hatte ihren Kummer beinahe vergessen, als die Ankunft in Kahlburg, und der Anblick Fräulein Raimunds und des alten Herrn von Laval sie wieder zum Schweigen und in die vorige Unbeweglichkeit zurückbrachten. Fräulein Raimunds Hund kam laut bellend herbeigelaufen; wie alle Zimmerhunde, konnte er schlecht gekleidete Leute nicht leiden; er fuhr auf Marien los, als wollt' er sie beißen; sie aber stieß ihn mit dem Fuße so gewaltig von sich, daß er heulend bis in die Mitte des Zimmers zurückprallte. Fräulein Raimund nahm ihn auf ihre Arme, mit einer Miene, die allen Zorn ausdrückte, den sie gerne ausgelassen haben würde, wenn Frau v. Lavals Gegenwart sie nicht im Zaume gehalten hätte. Ihr Aerger stieg auf's höchste durch Adolphs Bemerkung über die Ungezogenheit des Hundes, die ihm die gerechte Strafe zugezogen habe. Die Mutter gebot ihrem Sohne Stillschweigen; da getraute auch Fräulein Raimund sich nichts mehr zu sagen und ging mit ihrem Liebling grollend aus dem Zimmer.

Von nun an war der Krieg erklärt: Bello, eingedenk des argen Fußtrittes, lief

nie an Marien vorüber, ohne sie anzuschnurren, und wenn er ihr zu nahe kam, wies ihn ein neuer Tritt zur Ordnung, ohne ihn zu besänftigen. Adolph sah den Bello nie, ohne ihm mit dem Finger oder mit seinem Stöckchen zu drohen, und Fräulein Raimund, immer in Angst, immer besorgt, ihren Liebling gegen seine Feinde zu schützen, hatte keinen ruhigen Augenblick. Dadurch wurde ihre Abneigung gegen Marien immer größer, sie suchte alle ihre Ungeschicklichkeiten zu erspähen, und die Ungeschicklichkeiten der armen Marie waren beinahe so zahlreich, als ihre Bewegungen. In des alten Herrn Gegenwart getraute sie sich Anfangs kaum zu athmen; es war unmöglich, sie dahin zu bringen, bei Tisch etwas zu essen; aber sobald man aufgestanden war, ergriff sie ein großes Stück Brod, das sie im Garten umherlaufend verzehrte, und Adolph ermangelte nie, ihr baldmöglichst dahin zu folgen. Er war ihr bester Freund, beide gutmüthig, aber lebhaft und unbedachtsam, paßten sie ganz zu einander, und trieben ihre Spiele und Schelmereien gemeinschaftlich.

Marie hatte große Ehrfurcht vor ihrer

Tante, und den besten Willen, ihr in Allem gehorsam zu sein; aber wenn sie nicht gegenwärtig war, vergaß sie gar leicht, was sie ihr befohlen hatte, und verfiel in die oft gerügten Fehler. Adolph erinnerte sie manchmal an die Gebote seiner Mutter; sie hörte gerne auf ihn, denn sie schenkte ihm großes Vertrauen; alles aber war ihr hier so ungewohnt, besonders da sie während der Krankheit ihrer Pflegemutter viel sich selbst überlassen war, daß sie sich in ihre neue Lebensart nicht fügen konnte, und alle Augenblicke gegen die Sitte des Hauses verstieß. Frau von Laval hatte sie städtisch kleiden lassen, und sie ließ sich die neuen Kleider ganz geduldig anlegen, aber sie wußte mit denselben nicht umzugehen. Meistens vergaß sie die Strümpfe, die ihr besonders zuwider waren, anzuziehen; sie knüpfte die Bänder ihres Kleides oft über quer, zersprengte das Mieder, und ihre Haare waren meistens unordentlich und verwirrt. Einmal schickte sie Frau von Laval mit Käthe, ihre Amme zu besuchen: Marie lief quer über Feld, um nicht wieder in's Schloß gebracht zu werden; Alles war dort in Angst und Sorge um sie, und erst nach einem halben

Tage gelang es, sie wieder aufzufinden. Käthe sammelte diese und ähnliche Thatsachen fleißig und hinterbrachte sie ihrer Pathe, Fräulein Raimund, und sie wurden zum beständigen Gegenstand ihres Gespräches, und Fräulein Raimund trug dann ihre Klagen dem alten Herrn vor. Er achtete wenig darauf, so lange er nicht persönlich von Mariens Unvorsichtigkeiten behelligt wurde. Nach und nach aber verlor sich ihre große Schüchternheit. Sie fing an, bei Tisch zu sprechen, und that es überlaut; wenn sie sich bewegte, geschah es so rasch, daß sie mit ihrem Teller und Besteck ein Geräusch machte, das ihn erschreckte. Einmal stieg sie auf einen Stuhl, um etwas vom Kasten herunter zu nehmen, fiel, warf den Stuhl um, dessen Fuß zerbrach, am Teppich hängen blieb, und denselben zerriß. Adolph hatte ihr wohl gesagt, es sei verboten, in Herrn von Lavals Gärtchen zu gehen; wenn aber der nächste Weg zu irgend einem Ziele durch's Gärtchen ging, der Federball hineingeflogen war, oder ein schöner Schmetterling auf seinen Blumen saß, vergaß Marie die Warnung jedesmal. Da geschah es wohl, daß der alte Herr irgend eine abgebrochene

Blume, ein geknicktes Zweiglein entdeckte, und Fräulein Raimund, deren Fenster auf das Gärtchen ging, ermangelte nicht, zu sagen, sie habe Marien aus- und eingehen sehen.

Diese Kleinigkeiten, die sich nur zu oft wiederholten, erbitterten Herrn von Laval um so mehr, als er nach Art vieler alten Leute sich nicht offen darüber beklagte. „In meinem Alter," pflegte er wohl zu sagen, „kann man nicht mehr hoffen, Herr im eig'nen Hause zu bleiben;" — „es ist natürlich, daß man auf alte Leute wenig Rücksicht nimmt;" — oder: „man kann in meinem Gärtchen treiben, was man will, ich kümmere mich nicht mehr darum." Auch Emma war mit der Anwesenheit ihres Bäschens nicht sehr zufrieden; ihre Gewohnheiten waren zu verschieden, als daß sie sich hätten gut verständigen können; Emma mochte nicht an Mariens Spielen theilnehmen, und da Adolph es um so fleißiger that, so sah sie ihn weniger, und fühlte sich einsamer, als vor Mariens Ankunft.

Frau von Laval wurde durch all' diese Mißverhältnisse tief betrübt. Sie hätte gern Marien viel um sich gehabt, um nach und nach ihr Vertrauen zu gewinnen, und so auf

ſie einwirken zu können. Indem ſie Anfangs an Allem Theil genommen hätte, was ihr Freude machte, wäre es ihr leicht geworden, ihr Geſchmack und Luſt an ernſteren Beſchäftigungen einzuflößen. So aber mußte ſie vielmehr trachten, Marien von ihrem Schwiegervater entfernt zu halten, dem ſie ein beſtändiger Gegenſtand des Aergers war; — anſtatt Anfangs ihre kleinen, aus reiner Unbedachtſamkeit begangenen Fehler zu überſehen, und nur diejenigen ſtrenge zu rügen, die wirklich für ihre Sittlichkeit gefährlich werden konnten, — ſah ſie ſich oft genöthigt, ſie über Kleinigkeiten ſcharf zurecht zu weiſen, die den alten Herrn ernſtlich beunruhigten. Als er nun gar durch einen ſtarken Gichtanfall gezwungen ward, das Zimmer zu hüten, wurde ihm die Geſellſchaft ſeiner Schwiegertochter unentbehrlich; ſie durfte kaum mehr von ſeinem Ruhebette weichen, und Marie blieb ſich beinahe ganz ſelbſt überlaſſen, ohne andere Führer und Lehrer als Adolph.

Indeſſen war ihr der Umgang mit ihm nicht nutzlos; er warnte ſie vor allem, was er für unrecht oder ungeziemend hielt; lehrte ſie, ſich beſſer und geläufiger ausdrücken;

wiederholte mit ihr die Leseübungen, die sie täglich vornehmen mußte. Sie that gerne, was er wünschte, denn sie wußte, daß er sie lieb habe, daß er gerne in ihrer Gesellschaft sei; auch fühlte sie sich ihm gegenüber ganz unbefangen. Dagegen vertheidigte er sie bei jeder Gelegenheit, duldete nicht, daß man sie ungerechter Weise verklage, rühmte ihre Geschicklichkeit, ihre lebhafte und doch sanfte Gemüthsart. „Wer," pflegte er seiner Mutter zu sagen, „wer hat je Marien zornig, oder wegen irgend einer Widerwärtigkeit ungeduldig oder mürrisch gesehen? Sie ist immer bereit zu dienen; deinen Knaul aufzuheben, wenn er auf den Boden fällt, dein Sacktuch zu suchen, wenn du es verlegt hast. Sieht sie einen Armen, so ermangelt sie nie, ihn zu trösten, und gibt ihm oft ihr ganzes Brod." — Wirklich verdiente Marie dieses Lob durch ihre Gutherzigkeit. Als eines Tages Bello von einer Katze verfolgt wurde, die, an seinem Rücken festgeklammert, ihn erbärmlich zerkratzte, eilte sie herbei, ergriff die Katze, ohne auf ihren Zorn und auf die Wunden, die sie ihr beibrachte, zu achten, riß sie vom blutigen Rücken des Thieres los und warf

ſie weit weg; zum erſtenmale in ihrem Leben wurde ſie böſe auf Adolph, der über Bello's Verlegenheit lachte, anſtatt ihn aus derſelben zu befreien. Adolph lachte noch lauter über den Zorn ſeines Bäschens, aber er erzählte die Geſchichte ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter. Käthe hinterbrachte ſie auch der Raimund, die aber gegen Marien ſo ſehr eingenommen war, daß ſie den Vorfall aus Bello's eigenem Munde hätte hören müſſen, um ſich dadurch begütigen zu laſſen.

Durch ähnliche Züge wahrer Herzensgüte fühlte ſich Emma nach und nach mehr zu Marien hingezogen. Es nahte das Frohnleichnamsfeſt: Emma arbeitete ſeit mehreren Tagen an einem ſchönen Baldachin für den Altar, der im Schloßhof aufgerichtet werden ſollte, und Marie ſah ihr mit großem Vergnügen zu. Ihr religiöſer Unterricht war zwar ſehr mangelhaft geweſen; in den erſten Jahren ihrer Kindheit waren in Frankreich alle Kirchen geſchloſſen, die Prieſter verjagt; als der Gottesdienſt ſpäter wieder hergeſtellt wurde, hatte die gute Amme darüber die lebhafteſte Freude geäußert, und Marie hatte dieſe Freude getheilt. Sie empfand tiefe Ehr-

furcht vor allem, was zur Kirche gehörte, und wenn die bösen Buben in ihrem Dorfe sich in dieser Beziehung ungeziemende Reden erlaubten, wies sie sie mit entschiedenem Unwillen zurecht und sagte, der liebe Gott würde sie bestrafen. Sie hatte viele Kirchengebete auswendig gelernt, und sang bei dem Gottesdienste laut mit dem Priester; Frau v. Laval ließ sie gewähren, denn das gute Kind sang mit wahrer Andacht. Sie ging gerne in die Kirche, und hielt sich dort still und ruhig, wie sonst nirgends, denn die Amme hatte ihr empfohlen, zum lieben Gott für sie zu beten. Als sie nun Emma für den Altar sticken sah, glaubte sie ein gutes Werk zu thun, indem sie oft lange neben ihr stehen blieb, die Seide abschnitt, die Nadeln einfädelte und ihr die Scheere reichte.

Seit dem Tage, wo sie davongelaufen war, war sie nicht wieder zu ihrer Amme geführt worden, unter dem Vorwande, sie zu strafen, in Wahrheit aber, weil die arme Frau so krank war, daß sie an Nichts mehr theilnehmen konnte. Frau von Laval war mehrmals dort gewesen, ohne von ihr erkannt zu werden; sie sorgte mit großer Liebe für

alles, was ihren Zustand lindern konnte, aber sie wünschte Marien einen so schmerzlichen Anblick zu ersparen. Marie, durch viele ihr neue Gegenstände zerstreut, dachte seltener an ihre Amme; wenn sie aber an sie erinnert wurde, äußerte sie die größte Ungeduld, sie wieder zu sehen; sie ahnte nichts von ihrer Gefahr, und glaubte, wie man ihr's gesagt hatte, sie werde nach Kahlburg kommen, sobald sie wieder hergestellt sei. Am Vorabend des Frohnleichnamsfestes sah sie einen Bauern aus ihrem Dorfe in den Schloßhof kommen, wo sie eben stand; sie lief sogleich auf ihn zu, und fragte ihn, wie es ihrer Amme gehe und ob sie recht bald nach Kahlburg kommen werde. „Ach! das arme Weib," meinte kopfschüttelnd der Bauer; „die wird nirgends mehr hingehen, als in die andere Welt; sie sagen Alle, daß sie es nicht mehr lange treiben kann."

Marie stand wie vom Donner gerührt; ein solcher Gedanke war ihr nie in den Sinn gekommen. Bleich und zitternd fragte sie den Bauer, ob denn ihre Amme kränker geworden sei, wie, und seit wann?"

„Ach! Fräulein Marie," sagte der Bauer,

„seitdem Ihr sie verlassen habt, ist es immer schlimmer mit ihr geworden, das hat ihr den Rest gegeben."

Der Bauer war übel berichtet, denn in den wenigen lichten Augenblicken, die ihr seither zu Theil geworden, hatte sich die gute Amme immer glücklich gepriesen, über die Zukunft ihres Kindes ruhig sein zu können; aber im Dorfe wurde die Verschlimmerung ihres Zustandes der Trennung von Marien zugeschrieben. Weinend und schluchzend lief Marie zu Adolph und beschwor ihn, ihr von seiner Mutter die Erlaubniß zu erbitten, ihre Amme besuchen zu dürfen. „Ich werde wieder kommen," flehte sie mit aufgehobenen Händen, „sage ihr, daß ich verspreche, wieder zu kommen, sobald mir's Käthe befiehlt." Tief bewegt wollte Adolph sogleich seine Mutter aufsuchen, da begegnete ihm Emma und sagte ihm leise, „soeben sei die Nachricht eingelaufen, daß die Amme gestern Abend gestorben sei." Der Bauer hatte in der Stadt übernachtet und wußte also nichts davon. Von Weitem war Marie Adolph nachgegangen, und sah ihn mit Emma sprechen. „O, verhindere ihn nicht daran," sagte sie bittend,

„mir die Erlaubniß zu verschaffen, sie zu sehen; ich verspreche dir, wieder zu kommen.“ Emma konnte ihre Thränen nicht unterdrücken. Beide Geschwister winkten der armen Marie, sich zu beruhigen, und eilten, ihren sehnlichen Wunsch der Mutter mitzutheilen.

Frau von Laval scheute sich, gerade in diesem Augenblicke der armen Marie den Tod ihrer geliebten Amme anzukündigen; obwohl Marie im Allgemeinen sehr gesund und rüstig war, so hatte sie doch kürzlich, in Folge starken Wachsens, einige Fieberanfälle gehabt, und Frau von Laval fürchtete, daß die unerwartete, für sie so schmerzliche Nachricht, sie wieder auf's Krankenbett werfen könnte. Sie rief also Marien zu sich, suchte sie zu beruhigen, versicherte ihr, daß ihre Abreise der Amme gewiß nicht geschadet habe, stellte ihr vor, daß alle Leute im Schlosse für das morgige Fest so beschäftigt seien, daß heute keines von ihnen abkommen könne; — daß sie aber nach dem Feiertage ihrem Wunsche nicht entgegenstehen wolle. Marie wurde ruhiger, aber zum erstenmale in ihrem Leben fühlte sie tief im Herzen einen Schmerz, der nicht mehr von ihr weichen wollte; sie dachte

immer an ihre Amme, an ihre letzte Umarmung, an ihren schmerzvollen Abschied, und weinte laut; — sie betete inbrünstig zu Gott, und während der Nacht kniete sie auf ihrem Bette und sang mit leiser, von Thränen erstickter Stimme alle Gebete, die sie auswendig wußte. Sie dachte an den morgigen großen Feiertag, und daß sie da am besten das Leben ihrer Amme von Gott erflehen könne. Um diese große Gnade zu erhalten, nahm sie sich vor, nach Kräften zur Ausschmückung des Altars beizutragen. Von diesem Gedanken ganz erfüllt, verläßt sie ihr Lager vor Tagesanbruch, und schleicht unbemerkt aus dem Zimmer, wo Emma noch schlief: sie eilt an eine Stelle des Parkes, wo sie sehr schöne Blüthen gesehen hatte, aus welchen sie Kränze und Sträuße binden wollte. Aber ach! der starke Regen hatte während der Nacht alle Gesträuche ihrer Blüthen beraubt; sie fand auch nicht Einen frischen blühenden Zweig, und im übrigen Parke stand lauter hochstämmiges Holz. Traurig trat sie den Rückweg an, immer nach Blumen spähend; als sie dem Schlosse näher kam, führte sie ihr Weg an des Großonkels

Gärtchen vorüber; tausend herrliche Blumen lachten ihr in bunter Farbenpracht aus demselben entgegen, und dufteten würzig in der frischen Morgenluft. „Wenn ich nur hie und da eine nehme," dachte Marie, „wird man es gar nicht bemerken." Anfangs pflückte sie mit großer Vorsicht an verschiedenen, von einander entfernten Stellen; — aber wenn sie eine recht schöne Blume hatte, brauchte sie eine ganz ähnliche für die andere Seite des Altars; ihr Eifer wurde immer größer, sie wählte und nahm. Die Versuchung stieg mit jeder Blume, die sie pflückte, und flüsterte ihr den Gedanken ein, „der Großonkel liege ja zu Bette; er könne seine Blumen doch nicht sehen, sie müßten verblühen, ohne daß er einen Genuß davon hätte." — Da vergaß sie alle Vorsicht, und bald war das Gärtchen seines Schmuckes beraubt.

Im Augenblick, wo sie sich entfernen wollte, erblickte sie auf der Fahrstraße, die unten am Garten vorüberführte, denselben Bauern, mit dem sie Tags zuvor gesprochen hatte; sie ruft und bittet ihn, ihre Amme schön zu grüßen und ihr zu sagen, sie möge sich doch ja nicht kümmern, sie würde morgen

zu ihr kommen; man habe ihr's schon halb und halb versprochen.

„Ach! dir arme Frau!“ antwortete der Bauer, „Ihr werdet sie nicht wieder sehen, Fräulein Marie! Ihr täuscht Euch, aber das geht mich nichts an.“ Mit diesen Worten trieb er sein Roß an und ritt davon.

Marie, von unerträglicher Angst ergriffen, wirft alle ihre Blumen weg und eilt in den Hof, ob sie nicht Jemand finde, der ihr über des Bauern geheimnißvolle Worte Aufschluß gebe. Die Küchenmagd schöpfte Wasser am Brunnen; Marie bestürmte sie mit der ängstlichen Frage, ob Frau von Laval Tags zuvor zu ihrer Amme geschickt habe? „Das war auch der Mühe werth!“ erwiederte die Magd mürrisch und doch verlegen. Mariens Angst stieg mit jeder Minute, sie drang mit Fragen in die Magd, die ihr nicht antworten wollte. „Aber warum,“ sagte Marie, „hat mir Peter gesagt, ich werde sie nicht wieder sehen?“

„Das wird er wohl selbst am besten wissen,“ erwiederte die Magd und entfernte sich eilig unter dem Vorwande, daß sie ihre Arbeit thun müsse. Immer noch konnte die

arme Marie, die noch kein schweres Unglück erfahren hatte, den Gedanken nicht fassen, daß ihre Amme gestorben sei; aber sie sah, daß man ihr etwas verberge, und deßhalb fand sie keine Ruhe. Sie getraute sich nicht mehr zu fragen, und wußte nicht, wie sie sich endlich Klarheit verschaffen solle. Das kleine Hofthor stand offen; Marie war lange gewohnt gewesen, allein herumzugehen; sie zögerte also nicht und benützte den Augenblick, wo die Magd von ihr abgewendet stand, um hinaus zu schlüpfen, fest entschlossen, ihre Amme aufzusuchen, und sich selbst zu überzeugen, wie es ihr gehe.

Sie fühlte wohl, daß ihre Tante mit diesem Schritte nicht zufrieden sein werde, daß sie ihr gegebenes Versprechen, die Erlaubniß der Tante zu einem Besuche bei der Amme ruhig abzuwarten breche, und dieses Gefühl beängstigte sie; ja hie und da stieg sogar der Gedanke in ihrer Seele auf, daß Gott sie vielleicht strafe, weil sie Frau von Lavals Befehle und Adolphs Warnungen so oft leichtsinnig vergessen und hintangesetzt habe; aber der Kummer um ihre geliebte Amme, die Sehnsucht nach ihr, die Hoff-

nung, sie trösten zu können, wurden so groß in ihrem Herzen, daß alle übrigen Rücksichten weichen mußten. Sie ging so schnell es ihre Kräfte erlaubten; je näher sie dem Ziele kam, desto größer wurde ihre Freude über das baldige Wiedersehen, so daß sie ihre Angst kaum mehr empfand. Athemlos kam sie an die Thüre des Häuschens, fand sie aber verschlossen: sie erbleichte.

„Ist meine Amme ausgegangen?" fragte sie mit leiser, bebender Stimme die Nachbarin, die unter der Thüre ihres Häuschens stehend, sie mit theilnehmenden Blicken betrachtete.

„Ausgegangen, um nicht wieder zu kommen," war die Antwort. Marie lehnte sich zitternd und mit gefalteten Händen an die Mauer. „Sie ist gestern Abend zu Grabe getragen worden," fuhr die Nachbarin fort, „Gott habe sie selig!"

„Zu Grabe getragen? . . . . gestern . . . wie . . . . wohin hat man sie getragen?"

„Nach Kahlburg, auf den Gottesacker."

Wie ein Schwert drang durch das Herz der armen Marie der Gedanke, daß so nahe bei ihr die Beerdigung der Amme stattgefun-

den habe, ohne daß sie es wußte; es war ihr, als habe sie sie zweimal verloren. Sie erinnerte sich jetzt, Glockengeläute gehört zu haben; sie setzte sich auf die Schwelle der Thüre, ganz in ihren Schmerz versunken. Die Nachbarin setzte sich zu ihr und erzählte, die gute Amme sei vor ihrem Tode noch ganz zu sich gekommen und habe recht innig für ihre kleine Marie gebetet, und sie dem Herrn Pfarrer von Kahlburg empfohlen, den sie mehrmals besucht habe. Bei diesen Worten brach Marie in Thränen aus. Die Nachbarin nahm sie in ihr Haus hinüber, beredete sie, sich mit etwas Brod und Milch zu stärken, und rieth ihr dann, nach Kahlburg zurückzukehren. Aber davon wollte Marie nichts hören; der Gedanke an die Rückkehr in's Schloß schien ihr unerträglich; sie fürchtete das Mißfallen ihrer Tante, Adolphs Vorwürfe. „Wenn sie nicht todt wäre," rief sie schluchzend, „so könnte ich bei ihr bleiben."

Alle Vorstellungen der Nachbarin waren fruchtlos. Endlich ging diese auf's Feld hinaus, über welches ihr Sohn von der Kirche heimkommen mußte, mit dem Vorsatze, ihn in's Schloß nach Kahlburg zu schicken und

der Frau von Laval sagen zu lassen, Marie sei bei ihr. Als sie zurückkam, war Marie fort; sie suchte sie vergeblich im ganzen Dorfe und erfuhr zuletzt, man habe sie einen Fußpfad einschlagen sehen, der nach Kahlburg führe. Das brachte sie auf die Vermuthung, Marie sei auf den Gottesacker gegangen. So war es auch, und sie hatte den Seitenweg gewählt, um Niemanden vom Schlosse zu begegnen. Da der Sohn eben heimgekommen war, bat ihn seine Mutter, schnellmöglichst nach Kahlburg zu gehen und dort zu sagen, man solle Marien auf dem Kirchhofe suchen.

Aber auch im Schlosse hatte sich während dieser Zeit vieles zugetragen. Der alte Herr hatte sich bedeutend besser gefühlt und wollte den schönen, warmen Vormittag benützen, seine Blumen zu besehen. Auf Fräulein Raimunds Arm gestützt, näherte er sich seinem Gärtchen und erblickte Mariens Strohhut auf dem Boden liegend, ganz mit Blumen angefüllt; viel mehr noch lagen um denselben herum auf der Erde zerstreut; — an dieser Stelle hatte sie Marie nach ihrem Gespräche mit dem Bauern fallen lassen Er erkennt seine herrlichen Moosrosen, seine drei-

farbigen Pelargonien; er hebt sie auf, betrachtet sie mit immer steigender Aengstlichkeit . . . . „Es ist Fräulein Mariens Hut," bemerkte kopfschüttelnd die Raimund. Er eilt, das Gärtchen vollends zu erreichen, und was muß er dabei erblicken! Es war, als hätte der Feind darin gehaust, die Gebüsche zerzaust, viele Zweige abgebrochen; ein junger, neugepelzter Rosenstock erdrückt, ein Blumenbeet ganz zerstört, weil Marie in ihrem Eifer, eine besonders schöne Blume zu pflücken, hineingefallen war. — Sei es nun, daß der ungewohnte Eindruck der Luft ihm geschadet, oder das zu rasche Gehen ihn übermüdet hatte, oder war es blos der Aerger und der Schmerz über die Zerstörung in dem Gärtchen, das seine einzige Freude ausmachte, kurz — Herr von Laval erbleichte, lehnte sich stärker auf Fräulein Raimunds Arm und sagte, es werde ihm übel. Sie schreit um Hilfe. Im selben Augenblick kommt Frau von Laval heran, voll Besorgniß, Marien nirgends finden zu können, und ängstlich ihren Namen rufend.

„Fräulein Marie!" sagte die Raimund, und deutete auf ihren Herrn, auf den verwü-

steten Garten und auf den Hut, „da sehen Sie, was sie angerichtet hat.“ Frau v. Laval, die sich den Zusammenhang der Sache nicht recht erklären konnte, eilte, ihrem Schwiegervater beizustehen. „Sie bringt mich noch um's Leben,“ sagte er mit matter Stimme. Er wurde sogleich zu Bette gebracht und blieb längere Zeit in demselben Zustande; dann folgten heftige Erstickungsanfälle; die Gicht hatte sich auf die Brust gelegt, und man fürchtete ernstlich für ihn. Umsonst bemühte sich Frau von Laval, die Ratmund zum Schweigen zu bringen, die alle Augenblicke wiederholte, „Fräulein Marie ist es am Ende doch, die ihn in diesen Zustand versetzt hat.“ Der Name der armen Marie verdoppelte immer seine Unruhe. Emma, die von dem Vorgefallenen nichts wußte, kam, ihrer Mutter zu sagen, es sei unmöglich, Marien aufzufinden, und es würde vielleicht am besten sein, in das Dorf der Amme zu schicken. „Ja,“ sagte der alte Herr mit schwacher, gebrochener und halberstickter Stimme, „sucht sie nur recht fleißig, damit sie mich ganz zum Sterben bringe.“ Frau von Laval beschwor ihn, sich zu beruhigen, und versicherte, „es

solle nichts ohne seinen Willen geschehen, und Marie nie in seiner Gegenwart erscheinen, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß." —

Durch die Raimund wurde bald der ganze Verlauf der Sache, und das, was sie Mariens Bosheit nannte, bekannt. Adolph war außer sich; obwohl er nie an Mariens guter Absicht zweifelte, war er doch so gewöhnt, den Willen seines Großvaters auch in den kleinsten Dingen gewissenhaft zu ehren, daß er gar nicht begriff, wie sie sich so weit habe vergessen können; auch Emma, die ihr Bäschen in der letzten Zeit wirklich liebgewonnen hatte, war tief betrübt. So verging der traurige Vormittag, an dem man sich so viele Freude versprochen hatte. Nach beendigtem Gottesdienste kam der Herr Pfarrer in's Schloß und ließ Frau v. Laval herausrufen. Beim Austritt aus der Kirche hatte er dem Sohne der Nachbarin begegnet, den er kannte und ihn gefragt, ob er nichts von Marien wisse, denn das Gerücht ihres Verschwindens war bis zu ihm gedrungen. Der Bursche hatte ihm alles erzählt, was sich im Dorfe zugetragen, und die Vermuthung seiner Mutter mitgetheilt, daß Marie auf dem Gottes-

acker sein müsse. Dahin war nun der Pfarrer mit ihm gegangen; sie erblickten Marien auf der Erde sitzend und bitterlich weinend: sie sahen sie, sich auf den Knieen erheben, ihre Hände falten, den Boden küssen, und es lag in allen ihren Bewegungen ein Ausdruck des Schmerzes, der sie tief bewegte. Sie nahten sich ihr nicht, um sie nicht zu erschrecken, und in ihrer Andacht nicht zu stören; aber der Pfarrer war sogleich in's Schloß gegangen, um Frau von Laval von Allem in Kenntniß zu setzen. — Sie befand sich in großer Verlegenheit; sie durfte ihren Schwiegervater nicht verlassen, der sich etwas besser fühlte, den aber die geringste Aufregung in den vorigen Zustand zurückwerfen konnte; andrerseits wußte sie wohl, daß es außer ihr Niemanden im Hause gelingen würde, Marien in's Schloß zurückzubringen. Deßhalb entschloß sie sich, den Pfarrer zu bitten, er möge sich des armen Kindes erbarmen, und es einstweilen zu sich zu nehmen, wo auch seine Schwester, eine ehemalige Klosterfrau, wohnte.

Der Pfarrer ging auf den Gottesacker zurück und fand Marien noch in derselben

Stellung. Als ſie ihn erblickte, erröthete ſie verlegen; er flößte ihr eine beinahe an Scheu grenzende Ehrfurcht ein, aber ſie fühlte ſich ſo verlaſſen, daß es ihr Troſt gewährte, Jemanden zu ſehen, den ſie kannte und der ihr Theilnahme zu beweiſen ſchien.

„Marie, was haſt du gethan?“ ſagte der Pfarrer ernſt. Sie verbarg ihr Geſicht in ihre Hände. „Weißt du,“ fuhr er fort, „was im Schloſſe vorgefallen iſt? Der alte Herr wurde von deiner Undankbarkeit ſo ergriffen, als er ſah, daß du ſeine einzige Freude, ſeinen kleinen Garten ganz verwüſtet haſt, daß er ſchwer erkrankte. Deine gute Tante iſt tief bekümmert um ihn, und um dich wegen deiner Flucht und auch wegen deiner Bosheit.“

„Ach! Herr Pfarrer!“ betheuerte Marie, „es war nicht Bosheit, ich verſichere Sie. Ich wollte den Altar des lieben Herrgotts ſchmücken, damit er mir die Gnade gewähre, meine Amme geſund zu machen, — und da lag ſie ſchon hier,“ fuhr ſie laut weinend fort und deutete auf den friſchen Grabhügel. Gerührt von ihrem Schmerz und ihrer Einfalt ſetzte ſich der Pfarrer zu ihr und ſagte

mit sanfter Stimme: „Glaubst du, mein Kind, daß du dem lieben Gott wohlgefallen konntest, indem du deinen alten Onkel betrübtest, der dich in seinem Hause aufgenommen hat, und deiner Tante ungehorsam warst, die das Wenige, was ihr für sich und ihre Kinder geblieben ist, so liebevoll mit dir theilt?"

„Wenn etwas die Freude der Gerechten stören kann, so hast du auch die Seele deiner Amme betrübt, die, wie ich hoffe, von einem guten Orte aus auf dich herabsieht, denn sie war eine würdige Frau. Sie war einige Stunden vor ihrem Tode zu sich gekommen, und ich besuchte sie. Sie sprach auch von dir. „Ich hoffe," sagte sie, „der liebe Gott wird mich nicht dafür strafen, daß ich nicht alles that, was ich konnte, um sie früher schon zu ihren Verwandten zurückzubringen; aber ich liebte sie so sehr, daß mir die Trennung von ihr zu schwer fiel. Ich weiß wohl, daß ein armes Weib, wie ich, ihr nicht die Erziehung geben konnte, die sie hätte haben sollen. Oft hat sie mir auch Verdruß gemacht, weil sie nicht in die Schule gehen wollte, und ich aus zu großer Vorliebe nicht

den Muth hatte, sie zu zwingen. Herr Pfarrer! bitten Sie sie doch, um meinetwillen recht fleißig zu lernen und der Frau v. Laval in Allem gehorsam zu sein, damit ich ihre Fehler und ihre Unwissenheit nicht vor Gott verantworten müsse!" — Viele heiße Thränen fielen über Mariens Wangen auf das Grab der guten Amme; aber es waren sanfte Thränen, die ihrem gedrückten Herzen Linderung brachten; sie kniete mit gefalteten Händen; es war ihr, als höre sie die Stimme ihrer geliebten Amme, als könne sie ihr allen Kummer abbitten, den sie ihr verursacht habe. Endlich sagte sie leise: „Herr Pfarrer! o bitten Sie für mich die Tante, den Onkel, und auch Adolph und Emma, sie mögen mir verzeihen; sagen Sie ihnen, daß ich alles thun, alles lernen will, was sie von mir verlangen." „Ich weiß nicht, mein liebes Kind," entgegnete der Pfarrer, „ob es dir erlaubt sein wird, sie jetzt wieder zu sehen. Dein Onkel ist gegen dich sehr aufgebracht, und deine Gegenwart könnte seinen Zustand leicht verschlimmern."

Diese Worte erfüllten die arme Marie mit neuem Schmerz; sie war glücklich gewe-

sen in dem Gedanken, die Liebe ihrer Verwandten durch ihr gutes Betragen gewinnen, das Vergangene wieder gut machen zu können; wie ein Strahl der Hoffnung und des Trostes war dieser Vorsatz in ihre wunde Seele gedrungen, — und nun war Alles zerstört; sie war verstoßen. Der Pfarrer hatte große Mühe, sie zu beruhigen; er versprach alles zu thun, den Großonkel zu versöhnen, und meinte, wenn Marie durch ihren Gehorsam und ihre Willfährigkeit seine Bitten unterstütze, so werde es ihm sicher gelingen. Sie folgte ihm nun in den Pfarrhof, wo er sie seiner Schwester, einer zwar etwas strengen, aber sehr würdigen Frau, übergab; sie hatte sich vorgenommen, Marien über das Ungeeignete ihres Betragens Vorwürfe zu machen, aber als sie das Mädchen so tief betrübt und demüthig sah, hatte sie nur Worte des Trostes für sie.

Frau von Laval und Emma waren voll Mitleid mit der armen Marie, als sie durch den Pfarrer vernahmen, was sich auf dem Gottesacker mit ihr zugetragen, und wie sie über ihre Fehler die aufrichtigste Reue empfinde. Adolph rief mit thränenfeuchten,

glänzenden Augen; „Hatt' ich's nicht gesagt?“ Er hatte zwar nichts gesagt, aber gedacht hatte er immer, Marie könne unmöglich der Bosheit und des Undanks schuldig sein, deren sie angeklagt wurde. Da es wegen des alten Herrn unmöglich war, Marien jetzt schon im Schlosse wieder aufzunehmen, kam man dahin überein, sie vor der Hand beim Pfarrer zu lassen, der sich gerne dazu verstand, sie bei sich zu behalten. Frau von Laval hatte vor ihrer Abreise in Paris ihren noch übrigen Schmuck verkauft, um für ihre und ihrer Kinder Kleidung und Unterhalt sorgen zu können; aus der ziemlich spärlichen Summe, die ihr hievon noch blieb, bestritt sie nun auch Mariens kleine Bedürfnisse, denn sie durfte nicht daran denken, ihren Schwiegervater damit zu belästigen.

Ihre Kinder freuten sich sehr über die getroffene Einrichtung, wodurch Marie in ihrer Nähe blieb, und Adolph nahm sich vor, täglich in den Pfarrhof hinüber zu gehen, um die gewohnten Leseübungen mit ihr fortzusetzen. Aber am nächstfolgenden Tage schon kam der Pfarrer wieder herüber und sagte, seine Schwester habe einen Brief von ihrer ehemaligen

Oberin erhalten, worin sie eingeladen wurde, sich mit ihr und mehreren Schwestern desselben Klosters in einem ziemlich entfernten Städtchen zu vereinigen; sie gedenke, in wenigen Tagen dahin abzureisen und erbiete sich, — wenn Frau von Laval es wünsche, — Marien mitzunehmen. Adolph hätte gerne seine Mutter bestimmt, dieses Anerbieten nicht anzunehmen, aber er konnte ihren Vorstellungen nichts entgegenstellen, und mußte am Ende selbst zugeben, daß es für Marien das Beste sei, der würdigen Schwester des Pfarrers zu folgen. Sie gingen alle in den Pfarrhof, von Marien Abschied zu nehmen. Auch sie hatte mit großer Betrübniß die Nachricht der bevorstehenden Abreise vernommen; durch den Schmerz der Trennung wurde ihre Liebe zu ihren Verwandten weit inniger; es war ihr, als werde sie sie nie wiedersehen: „Man hat mich auch von meiner Amme weggenommen," sagte sie weinend, „und sie ist gestorben." Aber Marie war in den wenigen Tagen ihres tiefen Leidens lenksam geworden; es fiel ihr nicht ein, sich dem Willen des Pfarrers und seiner Schwester, Frau Theresia, zu widersetzen. — Als sie ihre Tante kommen

hörte, klopfte ihr das Herz vor Angst; sie fürchtete ihre gerechten Vorwürfe. Wäre sie noch die alte Marie gewesen, sie würde die Flucht ergriffen haben: jetzt aber blieb sie in banger Erwartung. Beim Eintritt ging Emma auf sie zu, und küßte sie herzlich; dieser Beweis von Liebe rührte Marien und beruhigte sie. Adolph war sehr traurig; er getraute sich kaum Marien anzusehen, noch mit ihr zu sprechen, denn sein Herz war voll und doch schämte er sich zu weinen; kaum konnte er die Worte aussprechen: „Marie! wir sind sehr betrübt, dich verlassen zu müssen.“ — „Mein liebes Kind,“ sagte die Tante, „du machst uns vielen Kummer, indem du uns die Pflicht auflegst, uns auf längere Zeit von dir zu trennen, aber ich hoffe, daß alles wieder gut werden wird; durch dein gutes, folgsames Betragen wirst du uns gewiß die Mittel an die Hand geben, dich wieder zu uns nehmen zu können, und dann wird unsere Freude groß sein.“ Marie küßte gerührt ihre Hände und versprach gut und gehorsam zu sein; ich habe es dem lieben Gott versprochen,“ sagte sie, „und auch meiner guten Amme.“ Adolph gab ihr ein schönes Buch

mit der Bitte, ihm zu lieb täglich eine Seite in demselben zu lesen, und ein kleines Schreibzeug, denn sie sollte nun schreiben lernen, und er freute sich schon auf ihren ersten Brief. Emma beschenkte sie mit einem Fingerhut, einer schönen Scheere, einer elfenbeinernen Nadelbüchse, und allen Kleinigkeiten, die zur Näharbeit gehören, und Marie versprach, sie recht fleißig zu benützen. Von der Tante erhielt sie noch ein hübsches Kattunkleidchen, das sie mit Emma's Hilfe selbst für sie verfertigt hatte. So viele Beweise herzlichen Wohlwollens gewährten Marien großen Trost; sie trennten sich nun in aufrichtiger Liebe, und hoffend auf ein freudigeres Wiedersehen.

Tags darauf reis'te Marie ab, und im Schlosse ging alles wieder den gewohnten Gang; im Dorfe aber erregte Mariens Entfernung vieles Aufsehen. Da die Leute bemerkt hatten, daß Fräulein Raimund ihr nicht gut sei, so wurde ihr die Schuld an dieser Entfernung beigemessen; sie selbst war im Dorfe gar nicht beliebt; um so größer wurde die allgemeine Theilnahme an Mariens Schicksal. Philipp, des Gärtners Sohn, mit dem Marie öfters spielte und der ihr deßhalb sehr

zugethan war, hatte der Dorfjugend erzählt, Bello sei Schuld an Fräulein Raimunds Abneigung gegen Marien; so oft sie sich also mit ihrem Liebling im Dorfe blicken ließ, hörte sie von allen Seiten: „Um dieses schönen Hundes willen ist Fräulein Marie fortgeschickt worden.“ Sie getraute sich kaum mehr ihren Bello mitzunehmen, was keineswegs dazu beitrug, sie mit Marien zu versöhnen. Ganz anders verhielt es sich mit dem alten Herrn von Laval: er war im Grund kein böser Mann, und sobald Marie ihn nicht mehr durch ihre unbedachtsamen Streiche ärgerte, verlor sich seine Abneigung gegen sie. Er erkundigte sich oft nach ihr, und ließ sich die Briefe vorlesen, die seine Schwiegertochter von Frau Theresia erhielt, und in welchen sie Mariens gutes, sittsames Betragen rühmte. Er schickte ihr sogar hie und da kleine Geschenke, und bestritt ihre Ausgaben. Adolph theilte Marien diese freudigen Nachrichten mit, und schrieb ihr, daß seine Schwester und er stets bemüht seien, dem Großvater alles zu thun, was sie ihm nur an den Augen absehen könnten, damit er ihnen die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches gewähren, und

Marien wieder zu sich nehmen möge. Für den Ludwigstag, das Namensfest des Großvaters, habe er's unternommen, eine schöne Landschaft zu malen, und Emma stickte einen Scheemmel für seinen kranken Fuß.

Wie groß war Mariens Freude, als sie diesen Brief erhielt, den sie nun schon selbst lesen konnte! Der Bruder einer der Kloster-Schwestern, der ihr sehr gewogen war, und vor dem Thore der kleinen Stadt, die sie bewohnten, einen Garten besaß, hatte ihr zwei seltene Bäumchen geschenkt; diese hätte sie gar zu gerne ihrem Großonkel geschickt, aber sie hatte nicht den Muth dazu und wußte auch nicht recht, wie sie es angehen sollte.

Frau Theresia aber bestärkte sie in ihrem Vorhaben. Zur selben Zeit reis'te ein Verwandter der Oberin in die Gegend von Kahlburg; er war so gefällig, die Bäumchen mitzunehmen, die er mit großer Sorgfalt auf seinen Wagen packen ließ. Sie kamen ganz frisch und unversehrt an Ort und Stelle, wurden heimlich der Frau von Laval übergeben, und am Morgen des Sankt-Ludwigstages fand der alte Herr sie an der Thüre seines Gartens aufgepflanzt, gleichsam als trauten sie sich

nicht hinein, und über der Thüre las er die Worte: „Die reumüthige Marie ihrem gütigen Wohlthäter," welche sie selbst mit großen Buchstaben geschrieben hatte. — Er war bei diesem Anblick so gerührt, daß er am selben Tage noch an Marie schrieb, er sei mit ihr sehr zufrieden, und wenn sie so fortfahre, würde er sie mit großer Freude wieder zu sich rufen. Er las den Brief seiner Schwiegertochter und ihren hocherfreuten Kindern vor.

Adolph und Emma verdoppelten von nun an ihre Sorgfalt und Aufmerksamkeit, alles zu thun, wodurch sie sich das Wohlgefallen ihres Großvaters erwerben konnten. Er diktirte Emma, die eine recht hübsche Schrift hatte, seine Briefe; Adolph, der von dem Verwandten der Oberin die nöthigen Weisungen erhalten hatte, wurde mit dem Geschäfte betraut, Mariens Bäumchen zu pflegen; dieß führte ihn täglich in den Garten des Großvaters, wo er denn fleißig jätete, die Blumen reinigte und begoß. Er that es mit so großem Geschick, daß ihm der alte Herr bald sein ganzes Vertrauen schenkte, und sich über alle Verschönerungen, die im Garten angebracht werden sollten, mit ihm

benahm; auch Emma wurde um ihre Meinung befragt, und Frau von Laval zu Rathe gezogen. Der Garten war nun Gemeingut der ganzen Familie geworden, und der Großvater hatte unendlich größeren Genuß davon, als je zuvor.

Als sie eines Tages alle in demselben beschäftigt waren, sagte Adolph, gleichsam seine eigenen Gedanken beantwortend: „Ich weiß gewiß, daß Marie jetzt mit wahrer Freude an unserer Arbeit theilnehmen würde.“ Emma erröthete, sie wagte es nicht, zum Großvater aufzublicken; „Arme Marie!“ sagte Frau von Laval.

„Seid nur ruhig,“ sagte der alte Herr, „wir werden sie wiedersehen.“

Zwei Tage später waren sie im Wohnzimmer beisammen; man überbrachte der Mutter einen Brief von Frau Theresia, in welchem sie schrieb, daß sie im nächsten Frühjahre drei bis vier Monate bei ihrem Bruder zubringen werde, um von ihm Abschied zu nehmen, ehe sie mit ihren Klosterschwestern sich für immer in dem Städtchen niederlasse, das sie jetzt bewohne. „Da Marie,“ lautete der Brief weiter, „im Dorfe Kahlburg durch

ihre Unbesonnenheiten doch manches Aergerniß gegeben hat, so wünsche ich, daß sie zur allgemeinen Erbauung ihre erste heilige Kommunion dort feiere, und werde sie deßhalb mitbringen." „O Mutter!" rief Emma voll Freude aus, „wir werden sie zusammen feiern;" denn auch sie sollte im kommenden Jahre zum erstenmale zum Tische des Herrn gehen. Adolph blickte tief bewegt zu seinem Großvater auf: „ja," sagte er schüchtern, „aber nachher wird Marie wieder abreisen!"

„Nach ihrer ersten Kommunion," entgegnete der alte Herr, „wollen wir sehen, was zu thun ist." Emma kniete auf den Schemmel ihres Großvaters, und wie sie seine Hände küßte, fühlte er die Freudenthränen, die auf dieselben herabfielen, und Freude glänzte in Adolphs Zügen, indem er seinen Großvater bittend ansah.

„Wenn sie ein so gutes Kind ist, wie ihr beide," sagte der alte Herr gerührt, „so soll sie mir herzlich willkommen sein."

„Sie ist's, sie ist's," riefen beide Geschwister, wie aus Einem Munde. Sie sprachen nicht weiter, aus Furcht, ihrem Großvater, der die Ruhe über alles liebte, lästig zu wer-

den; sie hatten es gelernt, sich zu mäßigen, aber sie fühlten sich überglücklich.

Die Nachricht von Mariens baldiger Rückkehr verbreitete sich im Schlosse und im Dorfe, und erregte allgemeine Freude, nur Fräulein Raimund konnte ihr Mißvergnügen nicht überwinden; denn es wurde ihr schwer, sich von ihrer einmal gefaßten Meinung los zu machen, und durch die oft wiederholten Vorwürfe, die sie wegen Marien hören mußte, war ihre Stimmung nicht versöhnlicher geworden. Indessen hatte ihr Einfluß über den alten Herrn bedeutend abgenommen; die ihm viel angenehmere Gesellschaft seiner Kinder machte sie ihm entbehrlich; er fürchtete die Ausbrüche ihrer Laune viel weniger, seitdem er Vertrauen zu seiner liebenswürdigen Schwiegertochter gefaßt hatte, die ihm manche kleine häusliche Sorge abnahm. Die Raimund getraute sich nicht mehr, ihr Mißfallen in Gegenwart ihrer Herrschaft zu äußern, und so erwartete man in freudiger Ungeduld Mariens Ankunft.

Seit einer Woche schon gingen Adolph und Emma täglich, den Postwagen zu erwarten, der jetzt am Thore des Schloßhof's vor-

überfuhr. Endlich, — es war in den ersten Tagen des März, — hielt er still und Marie stieg aus; beinahe hätten sie sie nicht erkannt, so sehr war sie gewachsen, so sehr hatte sie sich zu ihrem Vortheile verändert. Der Winter hatte ihre braune Gesichtsfarbe gebleicht, ihr Anzug war nett und wohlgeordnet, ihre Haltung ruhig und heiter, ihre Bewegungen und ihr ganzes Benehmen sanft und sittsam. Sie umarmte beide mit übergroßer Freude. Frau von Laval, die sie vom Fenster aus gesehen hatte, kam ihr entgegen, und schloß sie an ihr Herz. Alle Dienstboten liefen herbei, sie zu bewillkommnen. Die Tante nahm sie mit sich in's Schloß, wo Frau Theresia, die zu ihrem Bruder geeilt war, sie wieder abholen wollte, und führte sie zum alten Herrn, der eben in seinem Garten war. An der Thüre blieb Marie zögernd stehen: „geh' nur hinein," ermunterte sie Adolph, „wir dürfen jetzt alle hinein, du wirst ihn von nun an mit uns bearbeiten und pflegen."

Marie trat mit großer Vorsicht in den Garten, um ja nichts zu verderben und küßte ihres Onkels Hand, der sie umarmte und seine herzliche Freude aussprach, sie wieder-

zusehen. Sie stunden gerade neben ihren Bäumchen; mit freudigem Stolz zeigte ihr Adolph, wie gut sie gediehen. — Alles im Garten fing an zu grünen, die Gesträuche hatten schon viele Knospen, und hie und da stahl sich ein Blümchen hervor. Marie betrachtete alles mit lebhafter Theilnahme.

„Nimm dich in Acht vor dem Frohnleichnamstage!" sagte lachend der Großonkel.

Marie erröthete, aber sie sah wohl, daß der Onkel ihr vergeben habe, und küßte voll Dankbarkeit seine Hand. Sie sprach wenig, denn sie war nie geschwätzig gewesen, antwortete aber klug und bescheiden auf alles, was man ihr sagte; sie hatte die Nachtheile einer zu großen Lebhaftigkeit erfahren, und diese Erfahrung machte sie schüchtern, doch ohne Zwang.

Gegen Abend erschien Frau Theresia, sie abzuholen; Mariens Benehmen gegen sie zeugte von der aufrichtigsten Verehrung und innigsten Liebe; mit vollem Vertrauen befolgte sie alle ihre Anordnungen, denn sie wußte, daß sie alle nur ihr wahres Wohl bezweckten. Adolph und Emma konnten den Wunsch nicht unterdrücken, daß Marie so-

gleich wieder in's Schloß ziehen und bei ihnen bleiben möge; aber Frau Theresia sagte, sie habe die Uebungen zur Vorbereitung auf die heilige Kommunion bereits mit ihr begonnen, und wünsche, sie bei sich zu behalten bis zu dieser heiligen Handlung, damit sie nicht durch den Umzug und die ihr neue Lebensart zerstreut werde; und Frau von Laval, — so gerne sie auch Marien zu sich genommen hätte, konnte Frau Theresia's Ansicht nur billigen. Es wurde also ausgemacht, daß Marie bis zum Frohnleichnamsfeste im Pfarrhofe wohnen, und nur an Sonn- und Feiertagen in's Schloß kommen sollte, daß aber Adolph und Emma sie täglich einmal besuchen, und auch mit ihr spazieren gehen dürften. An jedem Donnerstag wollte Frau von Laval mit ihren Kindern den Nachmittag im Pfarrhofe zubringen.

So begann nun ein stilles, aber recht freudiges Leben; Marie las fleißig in den Büchern, die ihr Adolph mit Frau Theresia's Erlaubniß gab; sie erzählte ihm dann wieder, was sie gelesen hatte, und besprach sich darüber mit ihm. Er betrieb mit großem Fleiße seine englischen und italienischen

Uebungen, um ihr einst in diesen Sprachen Unterricht geben zu können. Nie lernte Emma eine neue Handarbeit, ohne zu sagen: „Ich werde sie Marien zeigen.“ Alle waren glücklich, und hofften bald noch glücklicher zu sein.

Das Frohnleichnamsfest rückte heran; die beiden Mädchen sahen ihm mit ehrfurchtsvoller Freudigkeit entgegen, denn ihre Herzen waren voll Erwartung des hohen Glückes, das ihnen zu Theil werden sollte. Die letzte Woche verlebten sie in vollkommener Zurückgezogenheit, so daß sie sich nicht mehr sahen. Frau von Laval ließ für beide ganz gleiche, weiße Kleider machen; wie zwei Schwestern sollten sie vor dem Altare des Herrn erscheinen. Mit der Erlaubniß seiner Mutter kaufte Adolph von dem Gelde, das er längst zu diesem Zwecke zusammengespart hatte, im nächsten Städtchen zwei ganz gleiche Schleier und Gürtel: — den einen bestimmte er seiner Schwester, den andern schickte er am Tage vor dem Vorabende des Festes durch Philipp an Marien, mit einem Briefchen, in welchem er sie bat, sich zu ihrer heiligen Kommunion damit zu schmücken.

Philipp liebte seine junge Herrschaft aufrichtig, aber das war auch seine beste Eigenschaft; im Uebrigen war er ein wilder, ungezogener, streitsüchtiger Knabe, und Fräulein Raimund konnte er nun gar nicht leiden. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sie zu ärgern, oder ihr irgend einen Possen zu spielen. Wenn er sie mit Bello daherkommen sah, ermangelte er nie, dem Hunde zu drohen, oder sagte: „Wie Schade, daß du Fräulein Marie nicht fressen darfst!" — Traf er den Bello allein, so band er ihm einen Dornzweig an den Schweif, einen Stecken zwischen die Beine, oder wickelte ihm die Schnauze in Papier ein; — kurz er studierte alles aus, was Fräulein Raimund mißfallen konnte, die gar keine Ruhe vor ihm hatte.

Als ihn nun Adolph mit dem Paket an Marien in den Pfarrhof geschickt hatte, ging er nicht wie andere Leute durch die Thüre hinein, sondern wollte über die nicht sehr hohe Gartenmauer steigen. Oben angelangt sah er Marien, die auf einer kleinen Anhöhe, ganz nahe an der Mauer saß, und eifrig las; er rief ihr, warf ihr das Paket zu, und war eben im Begriff herabzusteigen, als er Fräu-

lein Raimund mit ihrem kleinen Bello kommen sah, der vor ihr hertrabte. Schnell ergriff er ein abgelöstes Stück Mörtel, warf es auf Bello und versteckte sich hinter den Stauden, die gerade an dieser Stelle dicht an der Mauer wuchsen. Im selben Augenblick, wo der Mörtel angeflogen kam, bückte sich Fräulein Raimund, um etwas in Bello's Halsband zu ordnen, und wurde an der Stirne so hart getroffen, daß sie ziemlich stark blutete. Durch ihren Schrei erschreckt, war Marie aufgestanden, so daß Fräulein Raimund sie auf der Anhöhe erblicken konnte, und so war es ihr eine ausgemachte Sache, daß Marie den Stein auf sie geworfen habe. — Sie ging an Philipp vorbei, ohne ihn zu sehen, obwohl er nicht sehr gut versteckt war, und eilte in den Pfarrhof. Sobald sie ihm aus dem Gesichte war, lief Philipp aus Leibeskräften in den Schloßgarten zurück und that, als wäre nichts vorgefallen. Fräulein Raimund traf Frau Theresia allein, denn der Pfarrer war in Geschäften zur nächsten Stadt gefahren, und sollte erst am folgenden Abende wiederkommen. Sie erzählte, was sich zugetragen, deutete auf ihre blutige Stirne, zeigte

das Stück Mörtel vor, das sie aufgehoben hatte und behauptete, Fräulein Marie habe diesen Stein auf sie geworfen, der sie leicht hätte tödten können. Frau Theresia konnte es nicht glauben, ging aber doch mit ihr, Marien im Garten aufzusuchen.

Als Marie sie auf sich zukommen sah, verbarg sie ihr Paket geschwind unter eine Rosenstaude; obwohl sie nicht wußte, was geschehen sei, ahnte ihr doch, daß Philipp sich eines bösen Streiches schuldig gemacht habe, und sie wollte es daher vermeiden, sagen zu müssen, daß er da gewesen. Sie wechselte die Farbe, es war ihr sehr bange, sie fürchtete befragt zu werden; sie wollte Philipp nicht verklagen, aber lügen wollte sie doch auch nicht. Ihre Verlegenheit fiel Frau Theresia auf, und Fräulein Raimund redete sie sogleich mit den Worten an: „So, Fräulein Marie! das ist schön! mit solchen Streichen bringen sie den Vorabend ihrer ersten heiligen Kommunion zu!“ Wie mit Blut übergossen stand die arme Marie da; sie schämte sich für Philipp seiner bösen That. „Ist es möglich, Marie,“ sagte Frau Theresia, „daß du auf Fräulein Raimund geworfen

haft?“ Marie zögerte mit ihrer Antwort; — „ich glaube wohl,“ fuhr Frau Thereſia fort, „daß du nicht die Abſicht hatteſt, ſie zu treffen, aber immerhin wäre es ein für dich ſehr unſchicklicher Zeitvertreib, mit Steinen zu werfen, und nun gar am heutigen Tage, wo du dich auf die heiligſte Handlung deines Lebens vorbereiteſt.“ „Ich verſichere Sie, ehrwürdige Frau,“ entgegnete Marie, „daß ich nicht mit Steinen geworfen habe.“

„Wahrſcheinlich iſt er von ſelbſt auf mich geflogen,“ ſagte die Raimund mit großer Bitterkeit. Sie zeigte nun die Stelle, an der ſie geſtanden, als der Stein ſie getroffen; er konnte nur aus dem Garten, und zwar von einem erhöhten Orte aus geſchleudert worden ſein. Frau Thereſia drang mit ihren Fragen in Marie, die zitternd antwortete: „Gewiß, gewiß, ich hab es nicht gethan.“ Frau Thereſia nahm ſie mit ſich in's Haus, und Fräulein Raimund lief in's Schloß zurück, wo ſie die Geſchichte jedem erzählte, mit dem Bemerken, daß Marie wahrſcheinlich am Frohnleichnamstage nicht zur heiligen Kommunion werde zugelaſſen werden. Sie brachte in Erinnerung, wie geſchickt Marie früher die

Katzen mit Steinen getroffen habe, und setzte hinzu: „Einen schönen Gebrauch hat sie von ihrer Geschicklichkeit gemacht!“

Emma war tief betrübt; Adolph lief ganz außer sich zu Philipp, fragte ihn, ob er im Pfarrhof nichts bemerkt, ob Marie nicht traurig ausgesehen habe? Philipp verneinte alles, hütete sich wohl, zu sagen, daß er über die Mauer gestiegen sei, und wußte es so einzurichten, daß Adolph gar keinen Verdacht auf ihn faßte. Frau von Laval schrieb an Frau Theresia, die ihr antwortete, sie sähe in der Sache noch nicht klar, aber es scheine ihr unmöglich, daß Marie ganz ohne Schuld sein könne. Der ganze Tag verging in großer Bangigkeit. Abends ging Emma in die Kirche, beim Herrn Pfarrer zu beichten, der von seiner Reise zurückgekommen war: Marie trat soeben mit ganz verweinten Augen aus dem Beichtstuhle. Frau von Laval fragte Frau Theresia, ob Marie zur heiligen Kommunion gehen werde? „Ich weiß es noch nicht,“ war ihre Antwort.

Beide Mädchen begrüßten sich schweigend; Mariens Blick war sanft und ruhig. Sie flüsterte ein Paar Worte in Frau Theresia's

Ohr, die sich sogleich mit ihr zurückzog — und Emma trat in den Beichtstuhl. Nach vollendeter Beichte wollte sie sich den Muth fassen, den Pfarrer um das zu fragen, was ihr so sehr am Herzen lag, aber eh' sie ihre Rede beginnen konnte, wurde er schnell zu einem Kranken geholt.

Den ganzen Abend und die Nacht brachte sie in peinlicher Sorge um ihre Marie zu; sie betete viel und inbrünstig für sie, daß Gott auch ihr das hohe Glück zu Theil werden lasse, das sie selbst mit Sehnsucht erwartete. Schweigend kleidete sie sich früh Morgens an, umarmte ihren Bruder, bat ihre geliebte Mutter und ihren Großvater um den Segen, den sie ihr mit Freuden ertheilten; der alte Herr segnete sie auch im Namen seines abwesenden Sohnes: Alle empfanden es schmerzlich, daß er diesen schönen Tag nicht mit ihnen feiern könne. Jetzt rief sie das feierliche Geläute der Glocken in die Kirche.

Die jungen Mädchen, die heute zum Tische des Herrn gehen sollten, waren bereits versammelt; Emma erhob die Augen und durchflog mit ängstlichem Blick ihre Reihen: Marie war nicht unter ihnen. Sie erblaßte,

drückte die Hand ihrer Mutter, die sie ermahnte, ihren Schmerz Gott aufzuopfern, sie in die Bank der Mädchen führte, und sich dann zu ihrem Schwiegervater, an den für sie bestimmten Platz begab.

Hinter den jungen Mädchen knieten Fräulein Raimund, Käthe und die angesehensten Weiber des Dorfes. „Ich wußte wohl, daß sie nicht kommen würde," bemerkte die Raimund; aber Niemand stimmte ihr bei, denn Alle bedauerten Marien; man hatte sie oft auf dem Kirchhofe vor dem Kreuze beten sehen, welches ihrem Wunsche gemäß auf dem Grabe der Amme war errichtet worden; durch ihre Güte und Freundlichkeit hatte sie sich die Liebe aller guten Leute im Dorfe erworben. Emma hörte die Worte der Raimund; fest drückte sie ihre Hände an ihre Brust, und betete angstvoll zu Gott, er wolle keinen Gedanken des Unwillens in ihrer Seele aufkommen lassen.

Endlich öffnete sich die Thüre der Sakristei, und Marie trat an Frau Theresia's und des Herrn Pfarrers Hand durch den Chor in die Kirche; ihr Angesicht leuchtete vor Freude, und der Friede des Herrn lag in allen ihren

Zügen. Ein freudiges Murmeln erhob sich in der ganzen Kirche. Nachdem sich Marie tief vor dem Altar verneigt hatte, kniete sie vor ihrem Großonkel und ihrer Tante nieder, ihren Segen zu empfangen. „Mein Kind!" sagte der Pfarrer laut genug, um von Allen gehört zu werden, „bleibe immer gut und fromm, so wird auch Gott dich segnen!"

Wie groß war Emma's Freude! Mit thränenfeuchten Augen blickte sie zum Himmel empor; ihr war, als empfange sie im Glücke, das ihr Herz durchströmte, ein Unterpfand des göttlichen Schutzes für ihr ganzes künftiges Leben. Herr und Frau von Laval ertheilten Marien ihren elterlichen Segen; hinter ihnen stand Adolph; seine Augen leuchteten vor freudigem Stolze; mit Liebe und Ehrfurcht ruhten sie auf der knieenden Gestalt Mariens. Frau von Laval führte sie nun in die Bank neben Emma. Die beiden Mädchen sprachen kein Wort; ein Blick genügte, die Freude auszudrücken, die sie erfüllte, und Frau von Laval sah mit mütterlicher Liebe auf ihre Kinder. Nach der heiligen Messe traten sie beide zusammen an den Altar, und priesen Gott für die große Gnade,

die Er an ihnen gethan. Einen Theil des Vormittags brachten sie in der Kirche in stillem Gebete zu. — Dann kehrten sie in's Schloß zurück, wo auch der Herr Pfarrer und Frau Theresia sie erwarteten. Marie und Emma sprachen wenig, aber man sah ihnen an, wie glücklich sie sich fühlten. Adolph, seine Eltern, die Dienstboten, Alle, Alle nahmen Theil an diesem Glücke, und suchten den beiden Mädchen ihre herzliche Liebe zu beweisen. Nachmittags wohnten Alle dem Gottesdienste bei; — auch das Gärtchen wurde nicht vergessen: es stand in voller Blüthe, und duftete süßer als je. Stille Heiterkeit herrschte im Familienkreise, und ein fröhlicher Abend beschloß den seligen Tag.

Auf Adolph's und Emma's dringende Fragen erzählte ihnen Marie im Vertrauen, wie sich alles im Vorabende des Frohnleichnamstages zugetragen. Frau Theresia, sagte sie, habe sie wegen des Steinwurfes strenge befragt, und sie sei in immer größere Verlegenheit gekommen; denn sie fürchtete, Philipp würde aus dem Hause gejagt werden, wenn sie sage, was er gethan habe. In dieser Verlegenheit habe sie — ihre Unschuld

betheuernd — immer geschwiegen, bis zur Rückkehr des Herrn Pfarrers. Dem habe sie in der Beichte alles erzählt, und ihn um seinen Rath gebeten. Er habe ihr gerathen, die Sache seiner Schwester anzuvertrauen, mit der Bitte, wegen Philipp keinen Gebrauch davon zu machen. Das habe sie gethan, und so sei alles wieder gut geworden.

Adolph hielt dem Philipp sein Unrecht vor, mit der ernstlichen Drohung, daß er in Zukunft nicht so leichten Kauf's durchkommen solle, wenn er sich ferner unterstehe, dem Bello etwas zu Leide zu thun, oder Fräulein Raimund zu beunruhigen. Philipp ließ sich's gesagt sein, denn er wußte, daß Adolph Wort halten würde.

Als es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben, bezog Marie das Zimmer, wo Emma neben ihrer Mutter wohnte; alle ihre kleinen Geräthschaften waren ganz gleich: von nun an lebten sie wie Schwestern. Marie nahm Theil an allen Beschäftigungen, an allen Vergnügungen Emma's, besonders aber an den zarten Aufmerksamkeiten, die sie dem alten Herrn erwies, der sie bald eben so lieb gewann, wie seine beiden Enkel. Schmerz-

lich fiel Marien der Abschied von Frau Theresia; sie erhielt die Erlaubniß, manchmal an sie schreiben zu dürfen, und das Versprechen, daß ihre Briefe nicht unbeantwortet bleiben sollten.

In einer Krankheit, von welcher Fräulein Raimund im Laufe des Herbstes befallen wurde, leistete ihr die gutmüthige und kräftige Marie so viele Dienste, ging so oft in ihr Zimmer, ihr Suppe und Thee zu bringen, ihr die Arzneien zu reichen, wobei sie nie vergaß, den kleinen Bello zu streicheln, und ihm hie und da ein Stückchen Zucker zu bringen, — daß beide eine versöhnlichere Stimmung gegen sie annahmen. Wenn Bello, der ihr den Fußtritt am längsten nachtrug, sie manchmal noch anschnurrte, schalt ihn Fräulein Raimund aus, und bat Fräulein Marie in seinem Namen um Verzeihung.

So war auch von dieser Seite der Friede des Hauses nicht mehr gefährdet, und es wird jetzt in Kahlburg ebensoviel gescherzt und gelacht, als ehemals dort gezankt und geschmollt wurde.

Auch Herr von Laval erhielt endlich die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren,

wodurch die Familie erst ihres Glückes recht froh werden konnte. Mariens Ansprüche auf die reiche Erbschaft ihres Vaters wurden anerkannt, und sie benützte das Vermögen, das der liebe Gott ihr zukommen ließ, zur Unterstützug der Armen, denen sie eine wahre Mutter ist, — zur Verwirklichung mancher Wünsche ihrer geliebten Verwandten, und besonders zur Verschönerung des ihr nunmehr so theuer gewordenen Kahlburgs; auch das wieder erstehende Klösterchen der hochverehrten Frau Theresia wird von der dankbaren Marie reichlich unterstützt. Alljährlich läßt sie in der Pfarrkirche von Kahlburg einen feierlichen Gottesdienst für ihre gute Amme halten, wo die ganze Familie vereint für die Seelenruhe derjenigen betet, die Mariens Kindheit so treu gepflegt hat.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marie, oder: Schloß Kahlburg eine Erzählung für Kinder, aus dem Französischen

Augsburg 1854

Paed.pr. 1694-7/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760096-7